

ZEITUNG

Deutsche Freischar



1/2014

In
der Jugend

ist da nur eine Generation,
die man nicht versteht: die Alten.

(Man sah nicht, daß die in 2-3 Teile zerfallen.)

Später waren es zwei: die Jungen und die Alten.

Man versteht sie alle beide nicht
und steht in der Mitte.

*Kurt Tucholsky
(Sudelbuch)*

Liebe Freundinnen, liebe Freunde,

dieses erste Heft der ZEITUNG des Jahrganges 2014 erscheint leider deutlich später als gedacht. Es waren nicht zuletzt die vielen Ereignisse, Termine und Notwendigkeiten im Leben unseres Bundes, die wiederholt zu Unterbrechungen der Redaktionsarbeit führten.

Es ist mit dem Erscheinen dieses Heftes aber auch ein besonders stolzes Datum verbunden: 2014 ist das 60. Jahr, in dem unsere Bundesschrift ununterbrochen herauskommt. Die erste Ausgabe wurde Ende 1955 gedruckt, damals von Horst Fritsch als dem Bundesführer auf den Weg gebracht und redaktionell betreut.

Der letzte Jahrgang der ZEITUNG, aber auch schon frühere Hefte, waren stark von den Vorbereitungen und dem konkreten Geschehen des Meißner-Lagers 2013 bestimmt, des 100. Jubiläums des „Ersten Freideutschen Jugendtages“. Aber auch in diesem Heft finden sich Beiträge, die das Meißner-Thema in der einen oder anderen Form noch einmal aufgreifen. Dabei werden teils unbekannte, teils überraschende Momente sichtbar. Auch dies ist eine Aufgabe der ZEITUNG – nicht nur das Naheliegende aufzugreifen, sondern immer wieder auch das Überraschende, weniger Sichtbare. Ich hoffe sehr, damit euer Interesse in besonderer Weise zu treffen.

Im Nachrichtenteil dieses Heftes wird ein starker Akzent auf das Bundeslager dieses Jahres gelegt. Die Fotos können einen guten Eindruck von dem lebendigen Geschehen dort am Weststrand des Taunus bei Rüdesheim vermitteln und hagzissas Feuerrede bringt uns das Thema „In 80 Tagen um die Welt“ in ganz eigener Weise nahe. Trotz der Lebendigkeit des Geschehens im Bundeslager und der Freude, die es vermittelte, war immer das Bewusstsein vom Tode Hartmuts allgegenwärtig.

Zu unser aller Trauer enthält dieses Heft eben auch den Nachruf Wolfs auf seinen, unseren Freund Hartmut. Über viele Jahrzehnte hinweg war er zusammen mit Regina unser ständiger Weggefährte. Er lebte mit Leidenschaft in und mit seinem Bund und engagierte sich in besonderer Weise für ein neues Bundesheim. Bei den Hausbesichtigungen im Frühjahr dieses Jahres war er trotz schwerer Erkrankung immer mit dabei und beteiligte sich auch an den notwendigen Gesprächen und Behördenangelegenheiten. Er wird uns in Zukunft sehr fehlen. In diesem Heft ist aber auch eine Würdigung für ‚puck‘, Manfred Vosz, abgedruckt. Anders als Hartmut stand er der Freischar schon lange nicht mehr nahe, hat seinen alten Bund aber nie vergessen oder geleugnet.

Wir nehmen von beiden, Hartmut und puck in Dankbarkeit Abschied. Beide waren engagierte Wegbegleiter ihrer Freundinnen und Freunde in der Freischar – für kürzere Zeit oder für sehr lange Jahre. Uns bleibt nur die dankbare Erinnerung.

*Für die bevorstehende Ferien-, Fahrten- und Urlaubszeit wünsche ich euch alles Gute,
euer dadarish*

Meine, 21. Juni 2014



In Stahlgewittern

der Erste Weltkrieg und die Erinnerungspolitik

von Arno Klönne

Einhundert Jahre sind vergangen seit dem „Ausbruch“ einer historisch-politischen „Urkatastrophe“. Das Jahr 1914 verlangt seinen Tribut im öffentlichen Gedächtnis, und an Offerten im Buchmarkt wie auch in der Ausstellungsbranche fehlt es nicht.

Keineswegs ist damit ohne weiteres ein Zugewinn an kritischer Einsicht in die

Realität dieses ersten modernen, mit allen technischen Mitteln geführten

Krieges schon gewährleistet. Die literarische und museale Vergegenwärtigung

von Geschichte hat ihre Erkenntnisgrenzen.



Ganz offensichtlich aber ist, dass die Sichtweise auf ein kriegerisches Geschehen, das für neun Millionen Menschen den Tod bedeutete und die politischen Verhältnisse auch über Europa hinaus folgenscher umwälzte, nach wie vor strittig ist, insbesondere im deutschen Geschichtsbewusstsein.

Deutlich wird dies etwa am Echo auf ein neues Buch von Christopher Clark, das unter dem bemerkenswerten Titel „Die Schlafwandler“ im letzten Jahr erschienen ist und darzustellen beansprucht, „wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog“.

Deutsches Verhängnis, Lithografie von A. Paul Weber 1932.

A. (Andreas) Paul Weber gilt vielfach als Gegner des Hitler-Regimes und als politisch-kritischer Karikaturist bis weit in die Zeit der Bundesrepublik hinein. Zunächst aber, auch als Mitglied des Wandervogel schon vor dem Ersten Weltkrieg, vertrat er eine nationalistisch-völkische Weltanschauung. Seine Freundschaft mit dem Nationalbolschewisten Ernst Niekisch und seine Mitherausgeberschaft an dessen Zeitschrift „Widerstand“ gegen die hitlerdeutsche Variante nationalistischen Denkens führte bei ihm während der Weimarer Zeit vorübergehend zu einem Sinneswandel.

Erleichtert rühmten die meisten Rezensenten hierzulande, dass ein britischer Historiker nun endlich die These von einer damaligen „Hauptschuld“ des Deutschen Reiches widerlegt habe. Kaum zur Kenntnis genommen wurden die thematischen und methodischen Beschränkungen dieses Werkes: Clark behandelt kenntnisreich die staatsmännischen und diplomatischen Aktivitäten aller beteiligter Staaten bei der unmittelbaren Auslösung des Krieges, die er dann als Schritte in geistiger Abwesenheit der staatlichen Akteure wertet, was die Frage nach schuldig oder unschuldig unzulässig mache. Nicht in den Blick kommen bei ihm die historischen und gesellschaftlichen Bedingungen des Weges in den gewalttätigen Konflikt: Also die zum Krieg treibenden Interessen von Industrie und Militärkaste, die Entwicklung einer nach Einsatz drängenden neuen Rüstungstechnologie, die staatliche und verbandliche Erziehung der Menschen zum Glauben an kriegerische Gewalt. Militarismus als politisches Instrumentarium, als Weltanschauung und alltäglicher Habitus ist nicht das Thema Clarks. Die These von einer damaligen „Hauptschuld“ des Deutschen Reiches zu widerlegen ist eben nicht das Ansinnen seines neuen Buches und so kann es auch nicht bewertet werden.

Wollte historisch-politische Bildung sich dieser selektiven Sicht auf Geschichte anschließen, hätte sie zur Erinnerungsarbeit an den Ersten Weltkrieg keinen Beitrag zu leisten. Im Folgenden wird dagegen versucht, historische Prozesse und Probleme zu skizzieren und damit Anstöße zu ermöglichen für eine aktualisierende Auseinandersetzung mit dem „Zivilisationsbruch 1914“.

Das wilhelminische Deutschland – eine „heldische Nation“ sollte es sein

Der Begriff eines historischen „deutschen Sonderweges“ hat seine Fragwürdigkeit, wenn damit unterstellt wird, andere europäische Staaten, vor allem Britannien und Frankreich, hätten ein Muster für die Entwicklung hin zu Demokratie und Friedenspolitik vorgegeben. Auch diese Staaten agierten in der Epoche vor 1914 imperialistisch, und sie waren bereit zu kriegerischen Handlungen, um ihre Machtsphäre auszuweiten. Aber die deutsche Geschichte hatte ihre politische Spezifik: Die Gründung des deutschen Nationalstaates geschah 1871 als Ertrag eines siegreichen Krieges gegen Frankreich und unter der Vorherrschaft Preußens, das durch militärische Traditionen geprägt war. Der rasche Aufschwung Deutschlands vor 1914 zur zweitgrößten Industriemacht nach den USA verband sich mit Ansprüchen auf einen „Platz an der Sonne“ in der Weltpolitik und -Wirtschaft, die militärische Mittel der Expansion einkalkulierten.

Dem entsprach auch der Ausbau der deutschen Rüstungsindustrie, ebenso die Entscheidung für Deutschland als weltweit agierende „Seemacht“. Kriegsfähigkeit herzustellen war ein Grundmuster der wilhelminischen Staats- und Gesellschaftspolitik. Gestützt auf die allgemeine Wehrpflicht sollte das Militär als „Schule der Nation“ fungieren. Reservistenverbände, Kriegervereine, studentische Korporationen, Turnerschaften und andere Organisationen waren darauf ausgerichtet, „soldatische Tugenden“ zu pflegen

(vgl. unten die Buchtitel von Fritz u. a. 1990, Schubert-Weller 1998, Wette 2011). „Heldengedenktage“, patriotische Erbauungsliteratur und nationalistischer Liederschatz sorgten ebenso wie schulische Unterweisungen für die mentale Vorbereitung eines neuen „Waffenganges“. Heinrich Manns weit verbreiteter und auch verfilmter Roman „Der Untertan“ (in dessen Vorwort es heißt: „Dieses Buch wurde im Juli 1914 vollendet“) gibt ein durchaus realistisches Bild der Stimmungen in weiten Teilen des damaligen deutschen Bürgertums, eingeschlossen dessen Intelligenzschicht. Nicht von ungefähr feierten zahlreiche deutsche Denker und Dichter den Kriegsbeginn 1914 als freudigen „Ernstfall“, als ersehnte „Stunde der Bewährung“.

Pazifisten und Antimilitaristen – „vaterlandslose Gesellen“?

Andererseits hatten sich auch in der deutschen Gesellschaft in wilhelminischen Zeiten Kritik an der und Protest gegen die Militarisierung entwickelt, so etwa mit der 1892 gegründeten „Deutschen Friedensgesellschaft“, die im bürgerlichem Milieu wirkte und angeregt war von Bertha von Suttner und ihrem Buch „Die Waffen nieder“. Opposition gegen den preußisch-deutschen Militärstaat war verbreitet vor allem in den Reihen der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung. Gewarnt wurde hier vor den zerstörerischen Folgen eines europäischen Völkerkrieges; Konferenzen der Sozialistischen Internationale diskutierten über Möglichkeiten, den Ausbruch militärischer Gewalt zu verhindern.

In seinem Buch „Das Menschenschlachthaus“ (1912 erschienen) schilderte vorausschauend der Reformpädagoge Wilhelm Lamszus die Brutalisierung, von der ein „moderner“ Krieg gekennzeichnet sein würde. All diese friedenspolitischen Wortmeldungen und Argumente zogen sich in der deutschen bürgerlichen Öffentlichkeit den Vorwurf „landesverräterischer Gesinnung“ zu; „vaterlandslose Gesellen“ seien hier am Werk. Patriotismus wurde gleichgesetzt mit dem Bekenntnis zum „Krieg als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“.

„Wehrerziehung“ der Jugend

Um kriegskritischen „Versuchungen“ der Jugendgeneration entgegenzuwirken, war ab 1911 der „Jungdeutschlandbund“ als Massenverband für Schüler und Lehrlinge tätig, vormilitärisch ausbildend. Anregungen aus der völkischen Lebensphilosophie, der nationalistischen Pädagogik des „Turnvaters“ Jahn und der Pfadfinderei wurden hier umgesetzt, so etwa kriegerische „Geländespiele“ als jugendliche Übungen eingeführt. Ohne Beschönigung beschrieb Generalfeldmarschall Colmar Freiherr von der Goltz, Führer des „Jungdeutschlandbundes“, das militärstaatliche Kalkül der „Wehrerziehung“: „Leicht trennt sich die Jugend vom Leben. Sie ist noch nicht durch die tausend Fäden, die das bürgerliche Dasein um uns schlingt, an diese Erde gefesselt. Die Sehnsucht nach Erlebnissen macht sie kriegslustig. Die Jugend tritt mit der Freude und Sorglosigkeit in den Kampf, die beide zu der blutigen Arbeit notwendig sind.“ (Vgl. Klönne 2013)

Das „Kriegserlebnis“ 1914 bis 1918 und seine Folgen

Deutsche Hoffnungen auf einen Blitzsieg an der Westfront stellten sich bereits im Herbst 1914 als völlig unrealistisch heraus. Infolgedessen musste man sich einrichten auf eine jahrelange Kriegsführung, auf „Materialschlachten“, auf neue Kriegstechniken, auf „totale Mobilisierung“ auch der „Heimatfront“, d. h. der Zivilbevölkerung und darin in zunehmendem Maße der Frauen. An der mörderischen Kriegsmaschinerie brach sich jede Vorstellung vom „ritterlichen Kampf“, vom romantischen Soldatenleben. Der militärische Konflikt erwies sich als blutiger Teil einer industriellen Welt. Eine Niederlage wie der blutig gescheiterte Sturmangriff junger Kriegsfreiwilliger im November 1914 bei Langemarck in Flandern wurde mythologisiert, beschrieben als „moralischer Sieg“, als „Selbstaufopferung mit dem Deutschlandlied auf den Lippen“.

Kriegsdienst wurde nun gedeutet als „dem Grauen trotztender Heroismus“, ein „erzenes Geschlecht“ wachse da heran in „Stahlgewittern“¹. Nachdem im November 1918 der kriegführende deutsche Obrigkeitsstaat besiegt aus der Geschichte abgetreten war, entwickelte sich über Jahre hin ein ideeller Kampf um den Umgang mit dem „Kriegserlebnis“: Sollte und durfte die Erfahrung der Schrecken und Gräuel, des massenhaften Todes, des Leidens der Verwundeten

verstanden werden als Aufforderung, der Waffengewalt abzuschwören? Oder lag darin ein „nationales Vermächtnis“, eine Verpflichtung zum „ewigen Soldatentum“, konkret: zur Vorbereitung auf den nächsten „Waffengang“?

In der Ideenwelt der Weimarer Republik gerieten Pazifismus und Antimilitarismus in die Außenseiterposition, ein den Krieg rechtfertigendes „Heldengedenken“ dominierte, der Erste Weltkrieg wurde interpretiert als „Geburt der Volksgemeinschaft im Schützengraben“. Diese Mythologie, die auch in den Bünden der Jugendbewegung vielfach präsent war, trug wesentlich zum propagandistischen Erfolg der nationalsozialistischen Bewegung bei, Adolf Hitler wurde präsentiert als der todesmutige „einfache Frontsoldat“, der zum „Führer des Volkes“ berufen sei – und dem dann der ehemalige Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg, Reichspräsident seit 1925, die politische Macht in die Hände legte.

Für die nachwachsende Generation, nicht erst in Zeiten der Staatsjugendorganisation des Dritten Reiches, wurde (so formuliert es Arndt Weinrich 2013) der „Weltkrieg als Erzieher“ eingesetzt, „Wehrhaftigkeit“ als oberste Tugend männlicher Jugend herausgestellt. „Heerfahrt“, „Der junge Kämpfer“, „Die Waffenschmiede“ – solche Titel trugen typischerweise die Zeitschriften bürgerlicher Jugendbünde in den 1920er Jahren, das „Feldgrau“ galt als Idealfarbe. Und mit Vorliebe wurde Ernst Jünger

zitiert, in Sätzen wie diesen aus seinem Buch „In Stahlgewittern“: „Der Krieg ist uns mehr als eine stolze und männliche Erinnerung, er ist uns auch ein geistiges Erlebnis und ein Bekanntwerden mit seelischen Kräften, von denen wir sonst nie erfahren hätten. Es ist ein gewaltiges Schauspiel, den großen Magier Krieg an der Arbeit zu sehen – und mit ihm das Blut der Krieger, als das schöpferische Prinzip.“

Einige Jahre später sang dann das Jungvolk im Staatsjugenddienst der Hitler-Jugend:

„Nun laßt die Fahnen fliegen
in das große Morgenrot,
das uns zu neuen Siegen leuchtet
oder brennt zum Tod.
Denn mögen wir auch fallen,
wie ein Dom steht unser Staat.
Ein Volk hat hundert Ernten
und geht hundertmal zur Saat.
Deutschland, sieh uns,
wir weihen dir den Tod als kleinste Tat,
grüßt er einst unsre Reihen,
werden wir die große Saat.“

Es folgte der Zweite Weltkrieg.

Die mörderische Maschinerie der beiden Weltkriege hätte nicht in Gang gebracht und gehalten werden können ohne eine systematische volks- und insbesondere jugendpädagogische Vorbereitung (*vgl. Klönne 2008*). Deren Motiven, Methoden und Akteuren nachzuforschen, ist ein sinnvoller Beitrag historisch-politischer Bildung zu einem „Jubiläums“-Jahr, in dem es nichts zu jubilieren gibt.

Anmerkung

- 1 Paradigmatisch hierzu Ernst Jüngers Erstlingswerk „In Stahlgewittern“, das, basierend auf den Kriegstagebüchern des Autors, kurz nach dem Ersten Weltkrieg in Buchform erschien. Insgesamt überarbeitete Jünger den Text elfmal und veröffentlichte mehrere Fassungen. Dokumentiert und kommentiert ist das Gesamtwerk jetzt in der historisch-kritischen Ausgabe von Helmuth Kiesel (Jünger 2013).

Literatur

Clark, Christopher (2013): Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog. München.

Fritz, Michael/Hafenecker, Benno/Krahulec, Peter/Thaetner, Rolf (1990): „... und fahrn wir ohne Wiederkehr“. Ein Lesebuch zur Kriegsbegeisterung junger Männer. Frankfurt/M.

Jünger, Ernst (2013): In Stahlgewittern. 2 Bände. Historisch-kritische Ausgabe, hg. von Helmuth Kiesel. Stuttgart.

Klönne, Amo (2008): Jugend im Dritten Reich. Die Hitlerjugend und ihre Gegner. (Neuausgabe 2013) Köln.

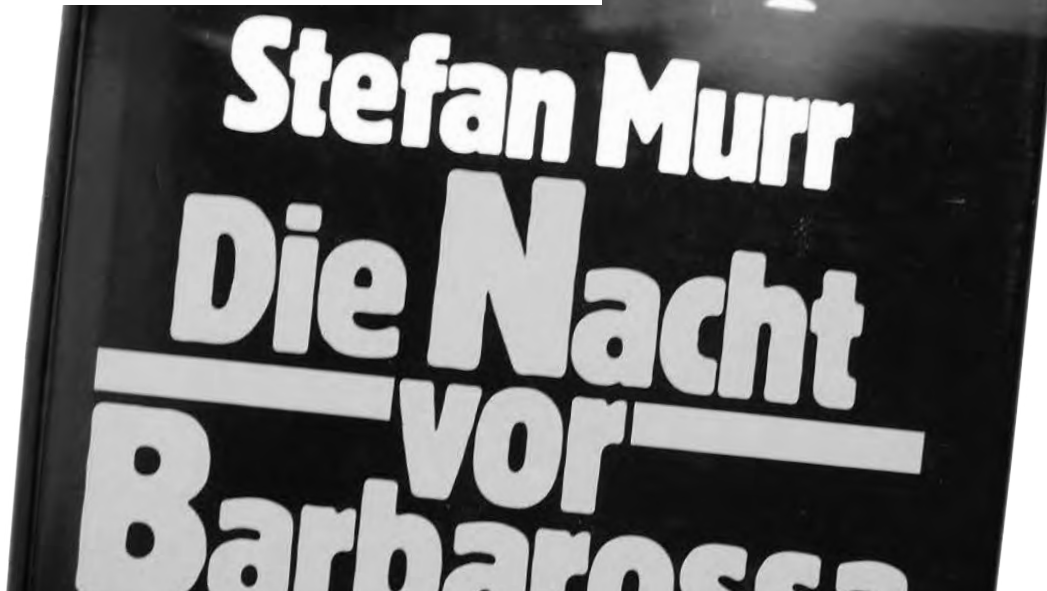
Klönne, Arno (2013): Es begann 1913. Jugendbewegung in der deutschen Geschichte. Hg. von der Landeszentrale für politische Bildung Thüringen. Erfurt.

Mann, Heinrich (2013): Der Untertan. (Erstausgabe 1918) Berlin.

Schubert-Weller, Christoph (1998): „Kein schöner Tod ...“, Die Militarisierung der männlichen Jugend und ihr Einsatz im Ersten Weltkrieg. München.

Weinrich, Arndt (2013): Der Weltkrieg als Erzieher. Jugend zwischen Weimarer Republik und Nationalsozialismus. Essen.

Wette, Wolfram (2011): Militarismus in Deutschland. Geschichte einer kriegerischen Kultur. Frankfurt/M.



Das Unternehmen Barbarossa und der Meißner '13

von dadarish

2014 ist ein Jahr der Gedenktage, die in der einen oder anderen Form in vielen Ländern Europas und weit darüber hinaus auch auf großer Bühne begangen werden.

Am 6. Juni feierten die Alliierten des Zweiten Weltkrieges den 70. Jahrestag des „D-Day“, die erfolgreiche Landung 1944 in der Normandie. Am 1. August jährt sich der

Beginn des Ersten Weltkrieges zum 100. Mal, einen Monat später, am 1. September, wird des 75. Jahrestags

des deutschen Überfalls auf Polen und damit der Ingangsetzung des Zweiten Weltkrieges gedacht.

Nicht zu vergessen, am 9. November (der für uns noch weitere historische Bezüge aufweist)

feiern wir den Mauerfall und die Grenzöffnung zwischen den beiden deutschen Nachkriegsstaaten vor 25 Jahren.

Für den nachfolgenden Beitrag sind aber in erster Linie der 1. August 1914 und der 1. September 1939 bedeutsam und das, was sich daraus entwickelte – und dazu allerdings auch der „Erste Freideutsche Jugendtag“ 1913 auf dem Hohen Meißner, dessen 100. Jubiläum wir im Oktober des letzten Jahres mit unserem großen überbündischen Kohten- und Jurten-Lager nahe des nordostthessischen Frankershausen gewürdigt haben.

Ein Zusammenhang des „Meißner '13“ mit dem Ersten und Zweiten Weltkrieg muss zunächst merkwürdig erscheinen, er wird aber auch auf merkwürdige Weise durch einen Roman hergestellt, auf den mich Arno Klönne vor einiger Zeit aufmerksam machte, „Die Nacht vor Barbarossa“ von Stefan Murr, 1986 in München erschienen.¹ Über den Autor heißt es im Klappentext des Buches, er sei 1919 als Enkel des Schriftstellers Ludwig Ganghofer² geboren worden, sei Offizier im Zweiten Weltkrieg und als Mitglied einer Widerstandsgruppe inhaftiert gewesen, später als Kriegsgefangener in die Sowjetunion deportiert worden. Nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft wurde er Jurist, promovierte und etablierte sich seit 1959 als Autor von Kriminal- und zeitgeschichtlichen Romanen. Über eine Mitgliedschaft in einem der Bünde der Jugendbewegung – aufgrund seines Geburtsjahrganges wäre das durchaus möglich gewesen – wird nichts ausgesagt und meine Recherchen dazu sind ohne Ergebnis geblieben.

Es bleibt also die Frage, aus welchen Motiven heraus der Autor an etlichen

entscheidenden Stellen seines 480 Seiten umfassenden, „glänzend recherchierten und packend geschriebenen Polit-Thrillers“ (Klappentext) z. T. recht umfangreiche Ausführungen macht, die sich auf den „Meißner '13“ bzw. dessen Geist und Menschheitsideale beziehen. Immerhin bildet die wiederholte Bezugnahme auf den Hohen Meißner so etwas wie einen roten Faden, der dazu benutzt wird, die Vorgeschichte des Zweiten Weltkrieges mit dem persönlichen Lebensweg fiktiver, z. T. auch historischer Personen zu verbinden.

Der Roman hat seinen Handlungsschwerpunkt zunächst in der unmittelbaren Nachkriegsgeschichte des Ersten Weltkrieges und führt weiter durch die Zeit der 1920er-Jahre, der Weimarer Republik und des Aufstiegs Hitlers bis zur „Machtergreifung“. Die Erzählung wird dann in größeren Bögen fortgesetzt bis zum Kriegsende 1945. Der Zweite Weltkrieg selbst ist nicht wesentlicher Gegenstand des Romans. Der findet seinen Höhepunkt mit dem 22. Juni 1941, dem Beginn des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion, militärisch codiert als „Unternehmen Barbarossa“ bezeichnet. Ich möchte hier keine umfassende Besprechung des Buches leisten, sondern nur ein wenig auf die Stellen eingehen, wo es der Autor für angebracht hielt, dem Erlebnis des Hohen Meißner 1913 eine besondere und tragende Bedeutung für sein Werk zuzuordnen.

Die Handlung des Romans verlagert sich schon früh von Berlin nach Ostpreußen, wo im Juni 1941 Truppen der Wehrmacht in ihre Bereitstellungen gehen.



oben: Eine Gruppe der „Freien Schulgemeinde Wickersdorf“ 1913 auf dem Hohen Meißner. Gustav Wyneken, der Gründer der Reformschule, ist der Barträger links im Bild. Wickersdorf war wie das „Landschulheim am Solling“ Mitveranstalter des „Ersten Freideutschen Jugendtages“.

rechts: Wyneken (im Bild li. stehend), einer der Hauptredner auf dem Hohen Meißner 1913, spricht zu einer großen Zuhörerschaft. Seine Botschaften, auch seine Äußerungen gegen einen – noch nicht erkennbaren – Krieg, blieben undeutlich und auch in der deutschen Öffentlichkeit umstritten.

Ort der Handlung ist das Familiengut derer von Roth im Grenzbereich zum damals sowjetischen Litauen. Hier treffen völlig unvorbereitet die beiden hauptsächlichen Protagonisten nach langer Zeit erneut aufeinander, Norman von Roth, Kommandeur

einer Aufklärungseinheit und Karlotto Malchin, der unter dem Decknamen Wagenfuhr als Unteroffizier beim Nachschub dient. Es entwickelt sich ein langes Gespräch, in dem zum ersten Mal der Bezug zum Hohen Meißner hergestellt wird:

„Laß den Oberstleutnant fort und das „Sie“ auch, Karlotto“, sagte Roth. (...) „Wenn du meinst, Norman.“ „Wenn wir uns vor achtundzwanzig Jahren auf dem Hohen Meißner begegnet wären, hätten wir uns auch geduzt“, sagte Roth. „Und vor einundzwanzig Jahren, hier auf dem Gut und hier auf diesen Treppen, haben wir ja „du“ zueinander gesagt, weißt du noch?“³

Die Vorgeschichte, auf die hier Bezug genommen wird, spielt sich weiter hinten im Buch ab. Norman von Roth, Sohn



eines hohen Beamten, reist nach bestandenem Abitur von Berlin nach Ostpreußen, um die Zeit bis zur Aufnahme seines Jura-Studiums auf dem Familiengut zu verbringen. Der junge Karlotto Malchin, verwaistes Arbeiterkind aus dem Ruhrgebiet, der als Knecht auf dem Gut arbeitet, ist geschickt worden, um den Abiturienten mit der Pferdekutsche vom Bahnhof abzuholen. Während der Fahrt zum Gut entwickelt sich die erste Begegnung zwischen den beiden. Auch hier hat der Meißner 1913 eine zentrale Bedeutung:

Um seine momentane Verlegenheit zu überspielen, begann er ein Lied zu pfeifen, das ihm, seit er es zum ersten Mal gehört hatte, nicht mehr aus dem Sinn gegangen war. Norman v. Roth wandte erstaunt den Kopf, als er hörte, daß

sein Begleiter die Melodie des Liedes mitsummte. Schließlich entsann der junge Roth sich auch des Textes und sang halblaut vor sich hin:

„ ... und jauchzen von der Felswand, so weit die Stimmen reichen: Es zog der Frühling in das Land, die Wandervögel streichen.“

Die letzte Zeile des Refrains sang der junge Malchin sogar leise und ein wenig widerstrebend mit.

„Sie kennen dieses Lied? Woher?“ fragte Norman v. Roth gespannt, als sie zu Ende gesungen hatten.

„Ach“, sagte Malchin. „Das ist lange her. Und ich war sehr jung, als man es mir beigebracht hat. Vierzehn.“

„Dann sind sie Jahrgang neunundneunzig?“ sagte der junge Roth überrascht.

„Ja,“ sagte Malchin. „Aber woher wissen Sie das?“

„Weil wir auf dem Hohen Meißner im Oktober dreizehn waren; da waren Sie gerade vierzehn und ich fünfzehn.“
„Sie auch?“ fragte Malchin.
„Natürlich“, sagte Roth. Unwillkürlich sprach er Malchin nun mit dem „du“ der Bündischen Jugend an. „Weißt du nicht mehr: Deutsch ist die neue Jugend bis ins innerste Herz. Frei halte sie sich in ihrer Gemeinschaft von äußeren Bindungen und von innerem Zwang.“
Karlotta Malchin fuhr ein wenig leiernd mit dem Bekenntnis fort, das die Jugendbünde in jenem strahlenden Herbst am Vorabend des großen Krieges abgelegt hatten:
„Die Freideutsche Jugend will aus eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung, mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten.“
„Das Hohe-Meißner-Bekenntnis“, sagte Norman. „Du kannst es also noch auswendig.“
„Und was ist daraus geworden?“ fragte Malchin bitter. „Das größte Verbrechen der Geschichte. (...)“⁴

Der Autor benötigt dieses Zusammentreffen und sich Annähern seiner beiden hauptsächlichen Romanfiguren, um den Fortgang seiner Geschichte in vielen Teilen durch eine innere Logik begründen zu können.

Ob am „Meißner '13“ tatsächlich auch proletarische Jugendliche teilgenommen haben, wäre zu überprüfen. Die Veranstalter des „Ersten Freideutsche Jugendtages“ waren jedenfalls ganz überwiegend bürgerliche Schüler- und Studenten- sowie Schul- und Lebensreform-Verbände. Der Autor lässt dann auch Norman von Roth etwas später

sagen, er sei mit dem „Landschulheim am Solling“ auf dem Meißner gewesen. Karlotta Malchin schreibt er die Mitgliedschaft im „Jungwandervogel“ zu, der neben dem Österreichischen Wandervogel als einziger Wandervogelbund offizieller Mitveranstalter des Meißner 1913 war. Die anderen Bünde hielten sich skeptisch zurück. Der Jungwandervogel war auch tatsächlich offener als die anderen Wandervogelbünde und nicht so gymnasiastisch ausgerichtet. Aus ihm sind übrigens etliche „linke Frauen“ hervorgegangen. Ob der Autor das alles wusste und woher, bleibt unklar.

Das Deutsche Reich war jedenfalls 1913 und noch später für lange Zeit durch soziale Schranken und Klassenstrukturen geprägt. Allerdings war es gerade auch die Jugendbewegung, die an diesen Einschränkungen rüttelte, teils aus völkischem, teils aus sozialistischem Denken heraus.

Eine Frage, die mich sehr beschäftigt hat, war die nach dem Lied, das Norman von Roth und Karlotta Malchin in Erinnerung an das Meißnerfest sangen. Mir war es nicht bekannt und selbst unser Bundesbruder stoj, der sonst (fast) immer alle Lieder und alle ihre Variationen – selbst in der eventuellen Originalsprache – kennt, war dieses Mal ratlos. Hier konnte hagzissa weiterhelfen, die nicht nur die Bedeutungen der linken und rechten Maustaste sagen kann, sondern auch weiß, wie man einen Computer so befragt, dass er auch begreift, was gesucht wird. – Der Computer suchte und fand das Lied „Der Schnee zerrann ...“ des Dichters Rudolf Baumbach.⁵ Es ist nebenstehend in einer seiner Varianten abgedruckt.

Der Schnee zerrann

Der Schnee zerrann, es schmolz das Eis
die blauen Glocken läuten
die Bäume stehen schleierweiß
gleich festgeschmückten Bräuten
Das Eichhorn springt und turnt gewandt
auf maiengrünen Eichen
Es zog der Frühling in das Land
die Wandervögel streichen

Es zieht der Schuster seinen Draht
sobald der Morgen dämmt
beim Lämpchen hockt er abends spat
und sticht und zieht und hämmert
Was schafft die kluge Meisterhand
Bergschuhe ohnegleichen
Es zog der Frühling in das Land
die Wandervögel streichen

Und bist du klug, so machst du's wie
die lust'gen Wandervögel
Die Tür ist auf. Entflieh. Entflieh
Und spanne deine Segel
Pfahlbürger mag durch Staub und Sand
zum Kegelschieben schleichen
Es zog der Frühling in das Land
die Wandervögel streichen

Und willst du mich, so nimm mich mit
als Reisekameraden
wie ziehn im gleichen Schritt und Tritt
auf grad und krummen Pfaden
und jauchzen von der Felsenwand
soweit die Stimmen reichen
Es zog der Frühling in das Land
die Wandervögel streichen



Meißnertag 1913 –
Volkstanz mit Friedel Christaller

Ob es tatsächlich 1913 auf dem Meißner oder in den Bünden der frühen Jugendbewegung gesungen wurde, konnte ich nicht feststellen. Möglich wäre es. Der früheste Nachweis in einem Liederbuch datiert zwar für das Jahr 1921 in „Unsere Lieder“⁶, da aber der Autor bereits 1905 verstorben ist, konnte das Lied zur Zeit des Hohen Meißner bereits eine mündliche Verbreitung erfahren haben. Eventuell ist es auch in Zeitschriften erschienen.

Die nächste Stelle des Romans, die ich mir notiert habe, lautet:

Beide blieben bis Januar 1921 auf dem Gut Kalenten: Roth schlug beeinflusst durch Major Schleicher die Offizierslaufbahn in der Reichswehr ein. Malchin wandte sich durch den Fähnrich Kamzkow dem Ideal der internationalen Arbeiterbewegung zu.⁷

Hier nimmt der Autor eine schicksalhafte Weichenstellung vor. Seine beiden Hauptfiguren orientieren sich neu. Mag sie auch

das Meißner-Erlebnis verbinden, ihre Zukunft gestalten sie nach den Maßgaben ihrer klassenabhängigen Möglichkeiten und Neigungen. In dem Zitat erscheint aber auch die dritte fiktive Hauptperson des Romans, der sowjetische Fähnrich Boris Kamzkow, dazu als historische Gestalt der damaligen Reichswehroffizier Kurt von Schleicher.

Hintergrund des schicksalhaften Zusammentreffens dieser Personen, die sich im Verlauf des Romans in verschiedenen Situationen mehrfach wieder-

begegnen und sich auf die eine oder andere Weise verbunden bleiben, sind die krisenhaften Entwicklungen im Osten Europas nach dem Ersten Weltkrieg, die letztlich bis heute fortwirken. Durch eine Reihe internationaler Verträge (*sog. Pariser Vorortverträge, u. a. Versailles*) wurde in den Jahren 1919/20 die politische Landkarte Mittel- und Osteuropas neu gezeichnet. Das Deutsche Reich erlitt Gebietsverluste, Österreich-Ungarn wurde aufgelöst, Russland verlor das Baltikum und Finnland. Es entstanden eine Reihe neuer unabhängiger Staaten (Ungarn, Tschechoslowakei usw.). Auch Polen erfuhr eine nationale Wiedergeburt, nachdem es Ende des 18. Jh. durch drei aufeinander folgende Teilungen in den Territorien Russlands, Österreich-Ungarns und Preußens aufgegangen war.

Der vorliegende Roman behandelt an dieser Stelle den Polnisch-Sowjetischen Krieg von 1920. Das gerade wiedererrichtete Polen versuchte im Osten seinen historischen

Grenzverlauf von 1772 (vor der ersten Teilung Polens) wiederherzustellen und eine osteuropäische Konföderation mit Weißrussland und der Ukraine unter seiner Führung zu schaffen. Das sich noch im Bürgerkrieg befindende Sowjetrussland war andererseits bestrebt, seine Einflussphäre weiter in den Westen zu verschieben. Die anfänglichen Erfolge der Polen unter Marschall Pilsudski wurden durch die Rote Armee nach einiger Zeit zunichtegemacht: Sie warf die polnische Armee weit ins eigene Land zurück. Im August 1920 kam es zur Schlacht von Warschau. Mit französischer Unterstützung konnte die polnische Armee das Blatt wiederum wenden. In den nachfolgenden Kampagnen wurde die sowjetische Armee bis in die Ukraine zurückgetrieben. Der Krieg endete am 18. März 1921 mit dem Frieden von Riga. Die neue polnisch-sowjetische Grenze wurde im Ergebnis um bis zu 250 km nach Osten verlegt.

Vor dem Hintergrund dieses historischen Geschehens lässt der Romanautor einen versprengten sowjetischen Kavallerietrupp auf das grenznahe Gut der Familie von Roth gelangen, wo er zunächst interniert wird. Angehöriger dieses Trupps ist der Fähnrich Kamzkow. Er schließt Bekanntschaft mit den anderen beiden Protagonisten und überzeugt das Proletarierkind Karlotto Malchin von der Idee des Kommunismus. Malchin beginnt mit Hilfe Kamzkows Russisch zu lernen. Norman von Roth ist von dem Geschehen ebenfalls beeindruckt und schließt zur selben Zeit – fiktiv – Bekanntschaft mit dem Reichwehr-Major Kurt von Schleicher, der ihm nahelegt, die militärische Tradition seiner Familie fortzusetzen und Offizier zu werden.

Dem realen Schleicher gelingt in der Weimarer Republik eine steile Karriere. Er wird schließlich zum Generalmajor befördert, ist später im Range eines Staatssekretärs Chef des Ministeramtes im Reichswehrministerium und wird 1932 selbst Reichswehrminister. Noch im Dezember desselben Jahres ernennt ihn der Reichspräsident von Hindenburg zum Reichskanzler, bevor er ihn nach nur knapp zwei Monaten Regierungszeit durch Adolf Hitler ersetzt. 1934 wird Schleicher von der Gestapo ermordet. Ich gehe in meinem Text aber weder auf diesen, noch auf andere interessante Erzählstränge des Romans im Besonderen ein und empfehle stattdessen die Eigenlektüre.

Nachdem sich die Lebenswege Malchins und von Roths zunächst getrennt haben, treffen sie sich Ende der 1920er Jahre zufällig bei einem Massenauftritt Adolf Hitlers in Berlin wieder. Der arbeitslose Malchin ist von der KPD als Beobachter dorthin geschickt worden, von Roth hat einen entsprechenden Auftrag der Reichswehr erhalten. Nach der Veranstaltung suchen sie gemeinsam ein Lokal auf. In ihrem Gespräch dort heißt es u. a.:

„Und du bist wirklich von denen einer geworden? Mit Ehrenstandpunkt, Fahnen-treue, Kasernendruck, Kasino und so?“

„So einer, ja“, sagte Roth lachend. (...)

„Ich habe dir damals gesagt, wenn du das machst, wirst du mitschuldig am nächsten Krieg.“ Knurrte Karlotto. „Und dazu stehe ich. Dein Chef, General Seeckt, mußte gehen, weil er eine Privatpolitik der Reichswehr betrieben hat.“

„Aber keine Kriegspolitik“, sagte Norman.

„Wer das behauptet, ist nicht informiert oder böswillig.“

Das Gespräch wurde unterbrochen, weil der Kellner Essen und Bier brachte. Sie tranken auf das Wiedersehen, auf ihre Freundschaft und auf den Hohen Meißner.

„Und wenn nur das davon übriggeblieben ist“, sagte Norman, „daß man offen miteinander redet und sich nicht denunziert und verrät. Dann ist das schon mehr, als man hoffen konnte.“⁸

Im weiteren Gespräch kommen die beiden auf ihren Auftrag zu sprechen und auf ihre Einstellung zu Hitler und dem Nationalsozialismus. Malchin fasst für sich zusammen:

„Man muß sich heute eben umtun und sich alles anhören, Norman. Das ist nichts für uns beide. Wir wären nicht auf dem Hohen Meißner gewesen, wenn wir mit denen etwas anfangen könnten.“⁹

Bevor sich die Freunde an diesem Abend trennen, lädt von Roth den arbeitslosen Malchin ein, ihn in seiner Dienststelle zu besuchen. Er habe Verwendung für jemanden, der gut Russisch spreche und zu dem er volles Vertrauen habe. Zu dem folgenden Treffen kommt Malchin voller Skepsis und Vorbehalten gegenüber allem, was mit der Reichswehr zu tun hat, und macht das auch deutlich. Im Roman heißt es dann:

Norman lachte und goß noch einmal nach. „Wo denkst Du hin, Karlotto. Unsere Abwehr sitzt einen Stock tiefer. Hier ist die „Sondergruppe R“ und das „R“ steht für Rußland.“

„Was soll das heißen?“ fragte Malchin mißtrauisch.

„Das ist geheime Reichssache, Karlotto. Ich weihe dich ein, wenn du mir dein Ehrenwort auf unsere bündische Treue und den Hohen Meißner gibst, daß nichts davon über deine Lippen kommt.“

Er hielt dem Freund die Hand hin. Malchin musterte den Offizier ein, zwei Sekunden skeptisch und fragte dann: „Legal?“

„Legal“, sagte Roth. „Jedenfalls nicht illegal. Aber geheim.“¹⁰

So gelangt der fiktive Karlotto Malchin wieder zu einer bezahlten Arbeit, als Dolmetscher in einem historisch realen deutsch-sowjetischen „Joint Venture“. Es geht um Rüstungs- und Ausbildungsvorhaben der Reichswehr, die aufgrund der Verbotsregelungen des Versailler Vertrages geheim bleiben müssen und es geht um die Aufrüstung der Roten Armee, die ansonsten keinen anderen Zugang zu moderner Technik und Ausbildung hat. Die Sowjetunion ist zu dieser Zeit international weitgehend geächtet, isoliert und als Staat nicht anerkannt. Zwischen 1925 und 1933 betreiben Reichswehr und Rote Armee unter Beteiligung der Rüstungsindustrie drei gemeinsame Großprojekte: bei Saratow an der unteren Wolga eine Einrichtung für die Kampfgasentwicklung und dessen Einsatzerprobung, in Lipezk bei Woronesch am Don eine Schulungseinrichtung zur Ausbildung und zum Training deutscher Militärflieger und in Kama bei Kasan an der oberen Wolga eine Dienststelle für die technische Entwicklung und Erprobung moderner Kampfpfanzersowie für die taktische Ausbildung von Panzertruppen.

Diese Zusammenarbeit war streng geheim und hat in ihren langfristigen Auswirkungen letztlich entscheidend dazu beigetragen, dass sich Hitlerdeutschland ab 1933 in nur sechs Jahren (bis zum Kriegsbeginn 1939) zur damals schlagkräftigsten Militärmacht zumindest Europas hochrüsten konnte. Es fragt sich, ob ein „Ehrenwort auf unsere bündische Treue und den Hohen Meißner“ wirklich ausreichend gewesen wäre, um ein aktives Mitglied der KPD in dieses Unternehmen mit aufzunehmen. Im Roman jedenfalls tritt Malchin seine Dolmetschertätigkeit an der Panzerschule in Kama an – mit Billigung und im wiederum geheimen Auftrag seiner Partei, die gerne informiert sein will und den eigentlich verbündeten Sowjets misstraut.

Unter den deutschen Offizieren kommt es allerdings über die Person des Kommunisten Malchin und dessen vertrautes Verhältnis zu einem ihrer Kameraden zu einem Gerede und es treten Zweifel auf, ob Malchins Tätigkeit mit dem Geheimcharakter ihres Auftrags vereinbar sein kann. Norman von Roth ergreift bei einer Dienstveranstaltung die Initiative. Roth sagte:

„Meine Freundschaft mit Karlotto Malchin ist eine Jugendbundfreundschaft und datiert vom Treffen der Bünde auf dem Hohen Meißner im Oktober neunzehnhundertdreizehn. Sie ist ehrenwörtlich besiegelt, und es ist niemand unter Ihnen, der nicht wüßte, was das heißt.“ Er blickte in die Runde. Dann fuhr er fort: „Ich frage interessiert, wie viele der Herren ebenfalls das Treffen auf dem Hohen Meißner miterlebt haben?“ Zum Erstaunen aller hoben immerhin noch drei andere Offiziere den Arm.¹¹

Der heutige – informierte – Leser, die heutige – informierte – Leserin kann wahrscheinlich akzeptieren, dass die Erlebniswelt der Jugendbewegung und das Erleben auf dem Hohen Meißner vor dem Ersten Weltkrieg auch noch später eine Grundlage bilden konnte, um soziale Klassenschranken zu überwinden. Es ist vorstellbar und kann sicher belegt werden, dass Jugendbewegung und Meißner auch eine Grundlage bilden konnten für die Ablehnung Hitlers und des Nationalsozialismus – ohne dass es dafür eine Garantie gab, gegenteilige Belege gibt es vielfach. Dass aber hohe, standesbewusste deutsche Offiziere der 1920/30er Jahre bereit waren, einen proletarischen Kommunisten als Dolmetscher und damit als erstrangige Vertrauensperson in einem höchst delikaten deutsch-sowjetischen Geheimprojekt zu akzeptieren, allein auf der Grundlage einer ‚ehrenwörtlich besiegelten Jugendbundfreundschaft vom Hohen Meißner‘, das mag uns heute sehr zweifelhaft erscheinen. Allerdings ist zu bedenken, dass die Kategorie des Ehrenwortes in damaligen Offizierskreisen und darüber hinaus eine weitreichendere Bedeutung hatte, als wir es heute kennen.

Ich möchte jetzt nur noch auf zwei Stellen des Romans eingehen, die wesentliche Wendungen im Fortgang der vorliegenden Story darstellen und die wieder an den Anfang dieser kleinen Abhandlung zurückführen. Stefan Murr, der Romanautor, steigert die Dramatik seiner Geschichte dadurch, dass er Malchin in die Fänge der GPU (Nachfolgerin der Tscheka und Vorläuferin des KGB), des damaligen sowjetischen Inlandsgeheimdienstes geraten lässt. Er soll für die GPU in Kama spionieren und besonders die sowohl professionelle als auch kameradschaftliche Zusammenarbeit der hohen

Sowjet- und Reichswehroffiziere überwachen. Der ewig misstrauische Chef der GPU, der historisch reale Feliks Dzierżyński, will sicherstellen, dass sich die Militärprofis beider Seiten nicht zu nahe kommen und daraus eine Gefahr für die allumfassende Machtausübung des Sowjetdiktators Stalin entstehen kann. Malchin wird mit Liquidierung bedroht, falls er nicht pariert, und flüchtet daraufhin zurück nach Deutschland, das aber inzwischen von den Nazis beherrscht wird, die ihrerseits Jagd auf Kommunisten machen. Malchin ist weiterhin bedroht und sinnt auf einen Ausweg:

Immerhin kam auch Malchin nach einigem Nachdenken zu dem Ergebnis, daß von allen Menschen, an die er sich hätte wenden können, auf seinen alten Kameraden vom Hohen Meißner, von den heißen Sommern in Ostpreußen und an der Wolga her und aus den Tagen der Depression und der Arbeitslosigkeit, trotz der Verschiedenheit von Herkunft und Bildung am meisten Verlaß war. Sie hatten gemeinsame Überzeugungen und stimmten in der Denkweise überein – das wog alles andere auf.¹²

Malchin nimmt aus dem Verborgenen Kontakt zu Norman von Roth auf, der schon vor ihm nach Deutschland zurückgekehrt war und dort die „Machtergreifung“ Hitlers miterlebt hatte und auch die Ermordung seines – fiktiven – militärpolitischen Ziehvaters Kurt von Schleicher. Roth hofft u. a. aufgrund dieser Geschehnisse auf eine unterschiedene Reaktion der Reichswehrführung, die aber ausbleibt. Die Reichswehr unterwirft sich stattdessen dem Diktator und beteiligt sich aktiv an dessen Kriegsplänen.

Als sich Malchin hilfeschend an ihn wendet, sieht von Roth nur die Möglichkeit, seinen Freund unter einem Decknamen (*Wagenfuhr, s. ganz vorne*) an einer unauffälligen Stelle der Reichswehr, inzwischen in Wehrmacht umbenannt, unterzubringen. Malchin/Wagenfuhr bleibt keine andere Wahl und kommentiert diese erneute Wendung in seinem Leben so:

„Was für ein Weg! Vom Arbeitslosen im Ruhrgebiet über den Hilfsarbeiter in Ostpreußen, Vertrauensperson Thälmanns (KPD-Vorsitzender, 1944 im KZ Buchenwald ermordet – Anm. d. Red.), Dolmetscher der Heeresleitung in Rußland bis zum längerdienenden Freiwilligen in des Führers Wehrmacht. Wer hätte das gedacht!“¹³

Am Ende kommen sowohl Norman von Roth als auch Karlotto Malchin unabhängig voneinander bei dem Versuch ums Leben, in letzter Stunde die sowjetischen Truppen vor dem drohenden Angriff zu warnen, den die Wehrmacht mit beginnender Morgendämmerung des 22. Juni 1941 ohne Kriegserklärung in Gang setzen wird. Der Autor kommentiert es nicht in dieser Weise, aber das Schicksal seiner beiden Hauptfiguren erscheint wie die logische Konsequenz einer Entwicklung, die mit dem Hohen Meißner beginnt und schließlich, wegen der Widersprüchlichkeit der historischen Verhältnisse, nur tragisch enden kann.

Der Hohe Meißner 1913 und seine Selbstverpflichtung: „Die Freideutsche Jugend will aus eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung, mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten“ als schicksalhaftes Menetekel. Vielleicht etwas zu hoch gegriffen?



Helmut Gollwitzer, Theologe, Freund des Bundespräsidenten Gustav Heinemann (1969–1974) ebenso wie des prominenten APO-Vormannes Rudi Dutschke, war Hauptredner der älteren Teilnehmer auf dem Meißner 1963. Er bekannte sich in einer bedeutenden Rede zur Verantwortung seiner Generation, die in einer katastrophalen Verirrung in großen Teilen den Verkündungen Adolf Hitlers gefolgt war, seinen Krieg geführt und nicht oder nur unzureichend gegen die Verbrechen seiner diktatorischen Machtausübung opponiert hatte.



Noch einmal 50 Jahre später, im Oktober 2013, war der frühere Generalinspekteur der Bundeswehr, Hans-Peter von Kirchbach einer der Hauptredner. Er forderte die mehr als 3.000 Anwesenden auf, die Freiheiten einer pfadfinderisch-bündischen Lebensgestaltung zu bewahren und zu verteidigen. Er forderte sie und die gesamte Szene aber auch dazu auf, sich gesellschaftlich zu engagieren und für den demokratischen Rechtsstaat einzutreten.

Anmerkungen

- 1 Murr, Stefan: Die Nacht vor Barbarossa, München 1986 (Droemer)
- 2 Ludwig Ganghofer (1855–1920), Schriftsteller und Verfasser von Heimatromanen, die sehr oft Geschehnisse im Berchtesgadener Land aufgriffen, zeitweise Kriegsberichterstatter im Ersten Weltkrieg.
- 3 Murr, Stefan: a. a. O., S. 36
- 4 Murr, Stefan: a. a. O., S. 74 f.
- 5 Rudolf Baumbach (1840–1905, Pseudonym Paul Bach), Dichter und Verfasser zahlreicher romantischer Gedichte, Novellen, Erzählungen und Märchen. Viele seiner Lieder wurden in studentische Kommersbücher aufgenommen oder als Volkslieder gesungen, z. B. „Hoch auf dem gelben Wagen“.
- 6 Sotke, Fritz: Unsere Lieder – Ein Liederbuch für die Wandernde Jugend, Iserlohn 1921 (Sauerland-Verlag)
- 7 Murr, Stefan: a. a. O., S. 107
- 8 Murr, Stefan: a. a. O., S. 151
- 9 Murr, Stefan: a. a. O., S. 153
- 10 Murr, Stefan: a. a. O., S. 156
- 11 Murr, Stefan: a. a. O., S. 203
- 12 Murr, Stefan: a. a. O., S. 387
- 13 Murr, Stefan: a. a. O., S. 394

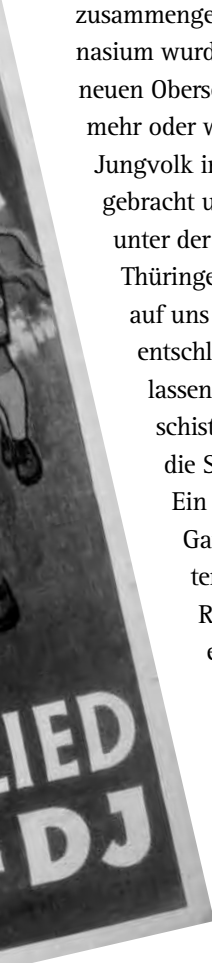


Die FDJ und ich

Eine Erinnerung

von Klaus Rauschert

Arno Klönne hat in der letzten ZEITUNG (Nr. 3/2013, S. 54 ff.) und auch im letzten stichwort (Heft 198, Seite 40, ff.) etwas über die FDJ in den ersten Nachkriegsjahren geschrieben. Das hat mich an ein wichtiges Erlebnis erinnert. Schon bei meinen Recherchen zum Freischarbuch war diese Erinnerung gekommen, nun will ich sie doch noch aufschreiben.



Ich habe damals in Gotha in Thüringen gewohnt. Am Ende des Krieges, im Frühjahr 1945, besuchte ich die Untertertia (Klasse 8) des Gymnasium Ernestinum. Nach dem Ende des Krieges am 8. Mai 1945 wurden im Herbst alle höheren Schulen organisatorisch zusammengefasst, und das bisherige Gymnasium wurde der altsprachliche Zweig der neuen Oberschule. Wir Schüler hatten ja alle, mehr oder weniger freudig, das „Deutsche Jungvolk in der Hitlerjugend“ hinter uns gebracht und ahnten oder spürten, dass unter der sowjetischen Besatzung in Thüringen, Sachsen usw. etwas Ähnliches auf uns zukommen könnte, und waren entschlossen, uns nicht einfangen zu lassen. Als Erstes kam ein „Antifaschistischer Jugendausschuss“, den die Stadtverwaltung eingesetzt hatte. Ein netter älterer Schüler namens Gaudlitz wollte mich für eine Theatergruppe werben, die er in dessen Rahmen gründete. Ich hatte eigentlich auch Lust dazu, aber ich sagte nein. Dann rollte 1946 eine gewaltige Werbekampagne für die neue „Freie Deutsche Jugend“ über uns hinweg, alle sollten da Mitglied werden, was uns höchst misstrauisch machte. Wir steckten wieder und wieder die

Köpfe zusammen und beschlossen:
Keiner macht da mit. Aber es blieb natürlich

ein latenter Druck, verstärkt dadurch, dass in einigen Parallelklassen der Oberschule die Haltung nicht ebenso einmütig war.

Im Laufe des Jahres 1947 kam dann jemand auf die Idee: Wir laden mal einen hochrangigen FDJ-Funktionär zu einer Diskussion ein, aber bitte keinen von der SED. Es erschien Horst Brasch aus Berlin, wenn ich mich recht erinnere Redakteur der Zeitschrift der FDJ (die wir natürlich auch nicht lasen). Die Diskussion mit ihm wurde das besagte Erlebnis. Vor uns saß ein charmanter junger Mann, 24 Jahre alt und wie ein junger Student wirkend, und erzählte erst einmal seine Geschichte: Kindheit in einer Berliner Familie, später in Bayern, großbürgerlich, jüdisch und sehr deutsch. Von der Volksgemeinschafts-Ideologie der Nationalsozialisten waren sie eigentlich durchaus angetan, aber sie gehörten ja nicht dazu, als Juden. Er sei dann in ein Internat des Benediktinerordens gekommen, und da habe sich keimhaft sein Lebensentwurf zu formen begonnen: Er wollte als politischer Mensch leben. Er wollte sich christlich taufen lassen und als bekennender katholischer Christ leben. Und er wollte sich sein Leben lang für eine kommunistische Gesellschaft einsetzen. Das alles hänge, so meinte er, eng miteinander zusammen. Und das in einem katholischen Ordensgymnasium im Dritten Reich!

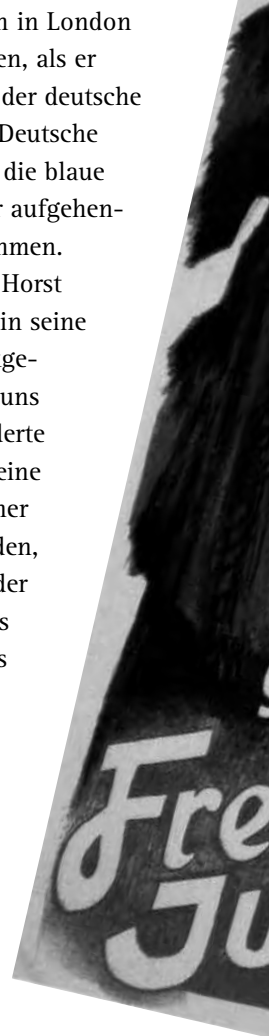
Nach der „Kristallnacht“, dem verheerenden antijüdischen Pogrom im Herbst 1938, musste er die Schule verlassen und

ging, ohne seine Eltern, nach England. Nach einigen Monaten fand er einen kleinen Bund, der sich „Freie Deutsche Jugend“ nannte. Der war von Erwachsenen für deutsche und überwiegend jüdische Jugendliche gegründet worden, die zu ihrem Schutz von ihren Familien getrennt und in dieses fremde Land gebracht worden waren, und hatte Gruppen in mehreren Städten in England und Schottland. 1942, mitten im Zweiten Weltkrieg, so erzählte Horst Brasch uns, habe es dann in diesem Bund eine Art Revolte der Jungen gegeben: Sie wollten nicht länger die Rolle von Verstoßenen spielen, sie wollten kämpfen: gegen das Nazi-Regime, für ein besseres Deutschland. Und sie hätten ihn zu ihrem Vorsitzenden gewählt (das Wort „Führer“ war verpönt), er war gerade 19 geworden. Dieser Aufgabe habe er sich mit leidenschaftlichem Einsatz gewidmet, bis 1946.

Seit dem Frühjahr 1945, als der Krieg zu Ende ging, sei es ein Schwerpunkt ihrer Aktivitäten gewesen, sich für eine Gründung antifaschistischer Jugendgruppen und eines großen Jugendverbandes in Deutschland einzusetzen. Eine ganze Reihe von Mitgliedern ihres Bundes seien inzwischen in die britische Armee eingetreten gewesen und nun als „Jugendoffiziere“ nach Deutschland gegangen. Mit vielen Gruppen habe er Verbindung aufgenommen und vor allem mit Erich Honecker in Berlin Briefe gewechselt. Der war schon vor 1933,

als Jugendlicher, Kommunist gewesen, 1945 Jugendsekretär der KPD geworden, und machte nun, ebenso wie sie in London, Pläne für die Gründung eines großen Jugendverbandes. Sie seien in London natürlich begeistert gewesen, als er ihnen eines Tages schrieb, der deutsche Verband solle auch „Freie Deutsche Jugend“ heißen, und auch die blaue Farbe und das Emblem der aufgehenden Sonne solle er übernehmen.

Im Oktober 1946 war Horst Brasch nach Deutschland, in seine Heimatstadt Berlin, zurückgekehrt. Und nun saß er vor uns Gothaer Schülern und forderte uns leidenschaftlich auf, seine Mitstreiter zu werden. Keiner von uns müsse Christ werden, und keiner Kommunist, jeder von uns solle „werden, was er ist“. Aber wir sollten uns nicht wegducken, sondern uns aktiv für ein neues Deutschland einsetzen, und dazu wolle uns die FDJ den Boden bieten. Wenn der Verband stark genug wäre, könne er sich gegenüber der Staatsführung und auch gegenüber den vier Besatzungsmächten behaupten. (Geteilt war Deutschland damals ja noch nicht,



..und meine
Freizeit



gehört der
**den Deutschen
Jugendbewegung**



DRUCK: SCHLEPHERS & LUOWIS, BAUTZEN

P-16034.

und die FDJ-Führung ging davon aus, dass die Lizenz, die der sowjetische Oberkommandierende Marschall Shukow ihnen schon am 5. März 1946 erteilt hatte, selbstverständlich in ganz Deutschland gültig sei. Am „I. Parlament der FDJ“, Pfingsten 1946 in Brandenburg (Havel), nahmen Vertreter aller vier Besatzungsmächte teil.)

Über diese Begegnung haben wir dann lange sehr kontrovers diskutiert. Beeindruckt waren eigentlich alle. Aber einige nannten Horst Brasch „Bauernfänger“ oder „Schauspieler“. Ich gehörte zu denen, die er von seiner Aufrichtigkeit überzeugt hatte. Ich hätte sein Freund sein mögen. Aber wir unterschieden doch zwischen seinem Idealismus und den Realitäten, die sich unserer Beobachtung aufdrängten. Wir blieben dabei: Keiner von uns macht mit. Das haben wir bis zum Abitur durchgehalten. Nach dem Abitur ging ich nach Bremen und fand meinen Bund, erst den BDP, später dann die Freischar.

Später erfuhr ich dann von der gesamtdeutschen Jugendverbände-Konferenz im Haus Altenberg bei Köln, dem Zentrum der katholischen Jugend, am 3.–5.11.1947, einige Monate nach meiner Begegnung mit Horst Brasch also. Die Initiative zu dieser Konferenz war von der FDJ ausgegangen: Pfingsten 1947 hatte das „II. Parlament der FDJ“ in Meißen beschlossen, eine Zusammenarbeit mit den westdeutschen Jugendverbänden anzustreben, um einer Teilung Deutschlands

entgegenzuwirken. Die westdeutschen Verbände, damals noch nicht in einem „Ring“ zusammengeschlossen, hatten einer Begegnung an einem Ort in einer der westlichen Besatzungszonen zugestimmt. Für die FDJ reisten Erich Honecker und Edith Baumann an. Sie schlugen die Bildung eines „Deutschen Jugendrings“ vor. Die westdeutsche Seite, deren Sprecher vor allem Josef Rommerskirchen (BDKJ) und Heinz Westphal (Falken) waren, knüpfte dies an die Bedingung, dass ihren Verbänden die freie Betätigung auch in der sowjetischen Besatzungszone ermöglicht würde. Dies in Aussicht zu stellen, waren die FDJ-Vertreter von ihrer Beatzungsmacht nicht ermächtigt. Man kann im Nachhinein natürlich sagen, dass dieses Scheitern vorhersehbar war und dass sich ein solcher Jugendring unter den Bedingungen des Kalten Krieges ohnehin nicht hätte entfalten können. Ich halte es jedoch für nicht unwahrscheinlich, dass die FDJ hinter ihrem Vorschlag ernsthaft stand, dass sie damals also bereit war, ein pluralistisches Nebeneinander selbständiger Verbände zu akzeptieren und es hinzunehmen, dass sie in dem von ihr vorgeschlagenen Jugendring gewiss nicht allein das Sagen haben würde. In der kommunistischen Bewegung gab es damals viele Menschen, die von der Glaubensgewissheit beseelt waren: Unsere Idee ist unwiderstehlich, weil sie menschlich ist. Jeder versteht sie, die Herzen der Menschen fliegen ihr zu – wenn man sie nur zu ihnen lässt. Gerade am Ende des Krieges war das so.

Noch einmal viel später habe ich von einem Ereignis im Leben Erich Honeckers gelesen, das mich an die geschilderte Begegnung mit Horst Brasch erinnerte. Die beiden waren Freunde fürs Leben geworden. Auch Horst Brasch hatte später Führungsfunktionen in der DDR inne. Für den Weg nach ganz oben, in die „Nomenklatura“, war er allerdings nicht geschaffen. Das Ereignis begegnete Honecker 1976. Ich zitiere aus dem Buch Anders/Herzberg, *Der Sturz*, 1993, Seite 318 f., O-Ton Honecker:

Ich erinnere mich an Thomas Brasch. Er hatte ja die Staatsbürgerschaft der DDR und gleichzeitig die Staatsbürgerschaft von Großbritannien, weil er dort geboren wurde. Ich kannte seinen Vater und seine Mutter gut, Margot auch. Wir waren direkt befreundet gewesen. Es war natürlich für mich sehr überraschend, dass der Thomas eines Tages bei mir im Zentralkomitee auftauchte und mir eröffnete, dass er sich entschieden habe, die DDR zu verlassen. Er möchte sie allerdings nicht verlassen wie verschiedene andere, sondern er möchte sich immer die Möglichkeit offen halten, noch einmal in die DDR zurückzukehren. Das wäre auch gut vom Standpunkt der Bereinigung des Verhältnisses zu seinem Vater, der ja hohe Funktionen im gesellschaftlichen Leben der DDR einnahm. Horst Brasch, sein Vater, war zuerst Sekretär im Zentralrat der FDJ. Den Thomas kannten Margot und ich schon, als er noch ein ganz kleiner Junge war.

Wir sind einmal nach Potsdam gefahren, und an der Grenzkontrolle, die damals noch von amerikanischen Soldaten vorgenommen wurde, hat er einfach gerufen: „Ami go home!“ Ich hatte also diese Entwicklung von Thomas noch im Blickfeld, nicht so sehr seine spätere, als er in Gegensatz kam zu unserer Sache, zur Politik, die sein Vater unterstützte. Horst hat für die Partei später im Friedensrat gearbeitet. Er war, was man auch nicht außer acht lassen darf, Mitglied des Zentralkomitees unserer Partei und früher auch Volksbildungsminister des Landes Brandenburg, so dass ich mit dem Thomas eine sehr angenehme Unterhaltung hatte. Ich habe ihn gefragt: „Wie kommst du denn dazu, zu einer solchen Entwicklung?“, und so weiter. Wir haben diese ganzen Fragen diskutiert. Ich habe aber empfunden, da ist nichts zu machen, da gibt es eine gefestigte Auffassung von ihm, und ich habe ihm gesagt: „Gut, einverstanden, ich werde das bei den entsprechenden Stellen befürworten, sie werden das ganz bestimmt berücksichtigen.“ Dann hatte ich mit Thomas noch einmal eine Begegnung. Ich wusste nicht, dass er befreundet war mit der Thalbach. Sie war damals Schauspielerin im Deutschen Theater oder Berliner Ensemble. Ich habe auch für sie meine Zustimmung sofort gegeben und später erst gemerkt, dass die DDR eine gute Schauspielerin verloren hatte. Ich muss sagen, sowohl der Thomas als auch die Thalbach haben sich der DDR gegenüber in der Öffentlichkeit anständig benommen.



Im
Angesicht
des *von hagzissa* **Großen Wagen**

Beim Morgenlandfahrertreffen nachts am Feuer:

Morgenlandfahrer: „... Und da, fünfmal der Abstand
von der hinteren Wagenwand steht der Polarstern.“


Hortenführer: „Das ist die vordere Wagenwand!“

Morgenlandfahrer: „Unsinn, dort ist die Deichsel,
da ist die hintere Wagenwand.“

Hortenführer: „Nein ... Das ist der Griff zum Schieben
und der Einkaufswagen wird vorwärts geschoben.“

Das ist doch klar die vordere Wagenwand.

Und übrigens ist es ein Lidl-Einkaufswagen,
da ist die vordere Wagenwand immer höher!“



Sternbilder sind Bilder, und Bilder sind im Kopf und Bilder sind nicht „an sich“, sondern ... im Kopf. Als Interpretationen. Als imaginäre Linien zwischen Punkten, die am Himmel der Vorstellung sich dann auch noch durch die Nacht und die Jahreszeiten bewegen.

Wie die Freischar. Da gibt es die Punkte, die jeder einzelne sieht: Ihre Highlights, seine eigenen Niederlagen, die großen Ereignisse

und Errungenschaften – und Momente des Versagens? Und die imaginären Linien dazwischen, die zu der Aussage anstiften: So und so ist die Freischar – das war sie schon immer! Und die fehlenden Linien, die Fragen aufwerfen: „Wo kommst du denn her?“ oder „Warum ist das denn heute erlaubt?“

JEDE GENERATION
HAT IHRE FREISCHAR.
DAS IST
NICHT IMMER
EINFACH.

Schon unter den „Alten“ gibt es gravierende Unterschiede in der Bewertung. Ich zitiere nur aus der Erinnerung, was in den letzten paar Monaten meine Ohren traf. Das reicht von: „Da waren so viele Alte auf den Fotos vom Bundeslager, das gab es früher nicht und das finde ich nicht gut“ bis zu: „Toll war die entspannte Stimmung und die große Altersspanne – und die Musik ist viel schöner als früher“.

Wie wird geredet?

Ohrenfällig wird der Unterschied zwischen den Generationen beim Diskussionsstil.

Die Art und Weise, miteinander zu reden, unterliegt kulturellem Wandel. Ein Wandel, der auch an der Freischar nicht spurlos vorübergeht. Ich habe über viele Jahre Diskussionen in der Freischar miterlebt – bei Bundesversammlungen, bei Bundeslagern, Kapiteln, bei den Morgenlandfahrern, bei Familientreffen und natürlich in ganz vielen Zwiesgesprächen. Mittlerweile habe ich den Eindruck, dass es in der Gesprächskultur gravierende Unterschiede gibt. Ich mache sie provisorisch an einer Altersgrenze von heute um die 50 fest. Aber das ist rein egoistisch, weil ich damit als hagzissa mit 50 auf der Grenze sitze und mir den Blick in beide Richtungen erlauben kann.

Das funktioniert natürlich nicht immer nach dem Kalender: Ich kenne Menschen 50plus, die ganz nach den 50minus Prinzipien reden und umgekehrt. Aber übers große Ganze wage ich jetzt mal die Thesen.

50plus redet so:

- Öfter mehr Wort als Ohr,
- Bezug auf allgemeine Prinzipien, die gerne nochmal historisch erläutert werden,
- detailliert ausformulierte Argumentationen,
- Freude an Sitzungen in „öffentlicher Sprache“.

50minus redet so:

- Unlust an Sitzungen in „öffentlicher Sprache“,
- Verständigung über Codes, Witze, Chiffren, oft wenig ausformuliert,
- allgemeine Prinzipien werden als bekannt vorausgesetzt,
- öfter mehr Ohr als Wort.

Erläuterung: „öffentlichen Sprache“

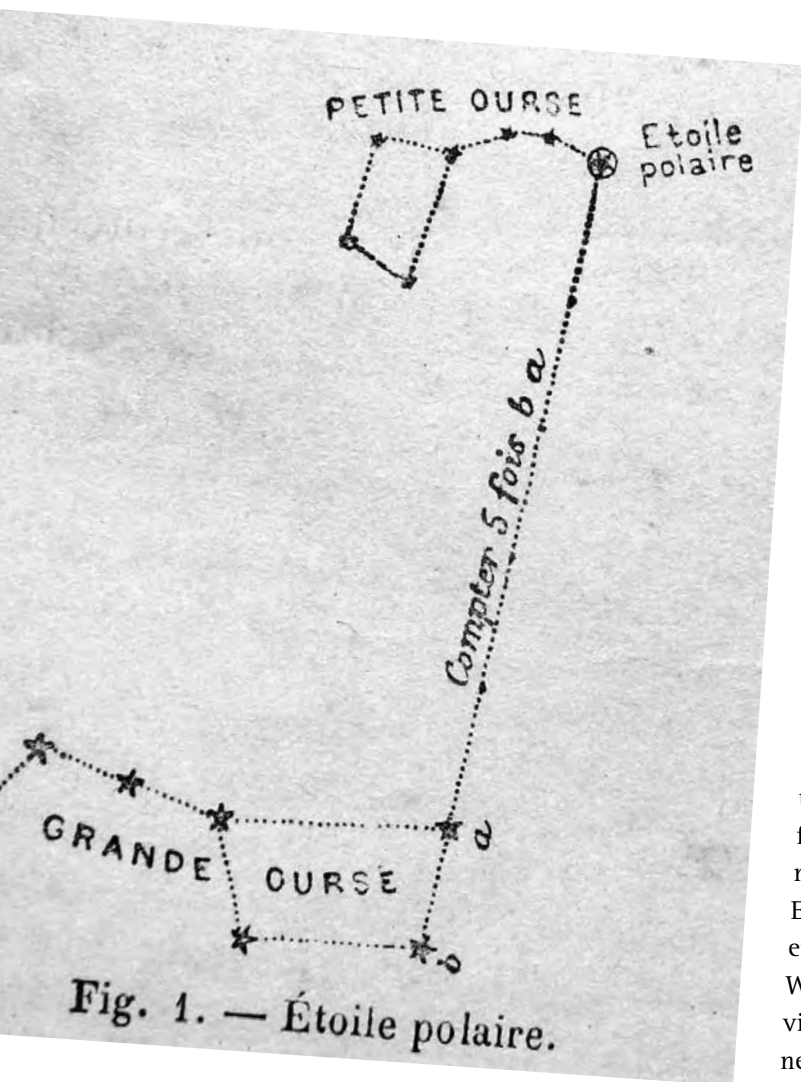
Seltsame Verwandlungen geschehen mit sonst eigentlich normalen Menschen, wenn sie in einer „Vereinsitzung“ sind. Sie fragen, ob man über ein Thema reden kann/darf/soll, wie lange dies geschehen darf, ob dies,

ob das rechtlich zulässig sei, ... die Satzung, die Geschäftsordnung, die Rednerliste ... Alles in allem: Nichts, was jemanden in der Pause ernsthaft bewegen würde. Schon komisch, diese Verwandlung. Und prinzipiell (leider) in jedem Alter möglich.

Über-Verbalisierung und Unter-Verbalisierung

50plus zieht gerne mal die ganz großen Linien. Von den Philosophen über die Staatstheoretiker zu den Dichtern und zurück. Über ein Leben in Auseinandersetzung mit der Welt und ihrer Geschichte hat sich da ja auch viel Interessantes angesammelt.

50minus spricht nicht so ausführlich – und das ist kein Defizit. Sie haben ihre generationellen Vorgänger in allen Ausprägungen der sprachlichen Vielfalt erleben dürfen und sich oft bewusst für andere Tätigkeiten als Wörtermachen entschieden. Artikulieren können sie sich. Das ist aber verdichteter oder anders strukturiert als bei 50plus. Viele Äußerungen nehmen ihren Ausgangspunkt davon, dass „man“ oder der denkende Mensch sowieso vieles weiß, was keiner weiteren Erwähnung bedarf. Irgendwie haben sie vielleicht ein größeres Vertrauen in ihre Mitmenschen ...



„Bullshit-Bingo“

bei mehreren Bundesversammlungen war eine Reaktion auf die Über-Verbalisierung. Aber auch so „gekapselt“, dass es an dem einen oder anderen wohl vorbeigegangen ist.

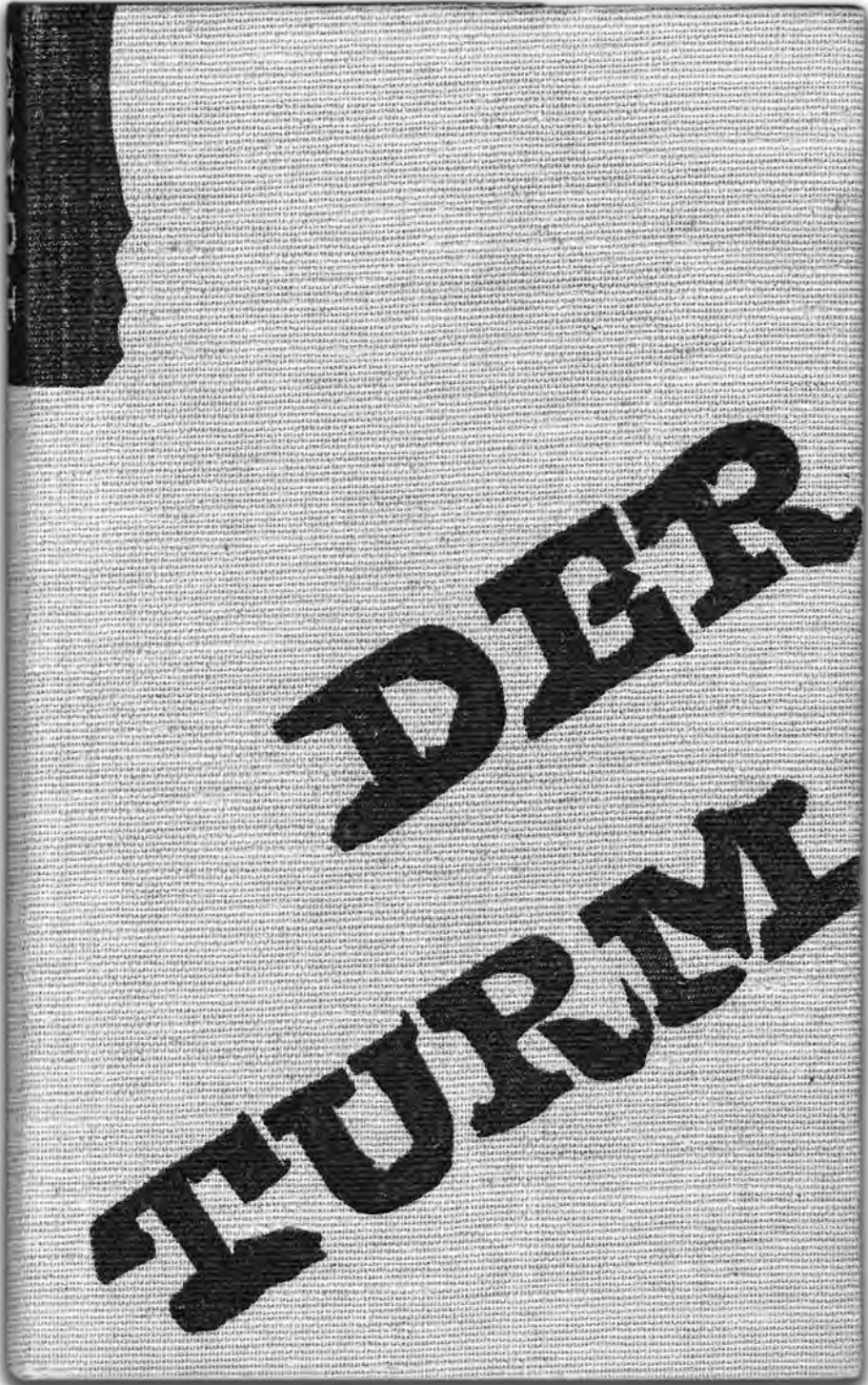
Zur Erklärung: So wie man beim Bingo darauf setzt, dass bestimmte Zahlen gezogen werden, setzt man beim Bullshit-Bingo darauf, dass in einer Diskussion bestimmte Äußerungen, Phrasen oder Floskeln geäußert werden. Also ich könnte zu Beispiel darauf setzen, dass zu Beiträgen

zur Zeitung aufgerufen wird. Oder dass sich XXX meldet mit dem revolutionären Wortbeitrag „Ich beantrage, dass wir ein Lied singen“. Kennt man seine Pappenheimer, ist das ein leichtes Spiel ...

Das war eine Aktion, die mich teils amüsiert, teils genervt hat. Ja, gewisse Äußerungen Jahr um Jahr wieder zu hören, führt zu Ermüdung. Aber nur Ironisieren reicht nicht. Es bedarf dann auch mal einer Ansage: Was will ich? Wo soll es hingehen? Oder vielleicht erstmal nur: Was nervt? Was sollte anders werden?

Einfach ist das alles nicht. Für die Zukunft ist zu überlegen, wie ein Generationenbund miteinander reden will. Wichtig dabei ist nach wie vor, dass die Jungenschaft das Sagen hat – und sich äußert. Und: Eine gute Ohr-Wort-Balance wird gebraucht.

Nachtrag: Im weiteren Verlauf des Abends haben wir generationenübergreifend diskutiert, inwieweit sich der große Wagen als Rollator sehen lässt.



Der Turm

Lieder der Jungen *von Nep*

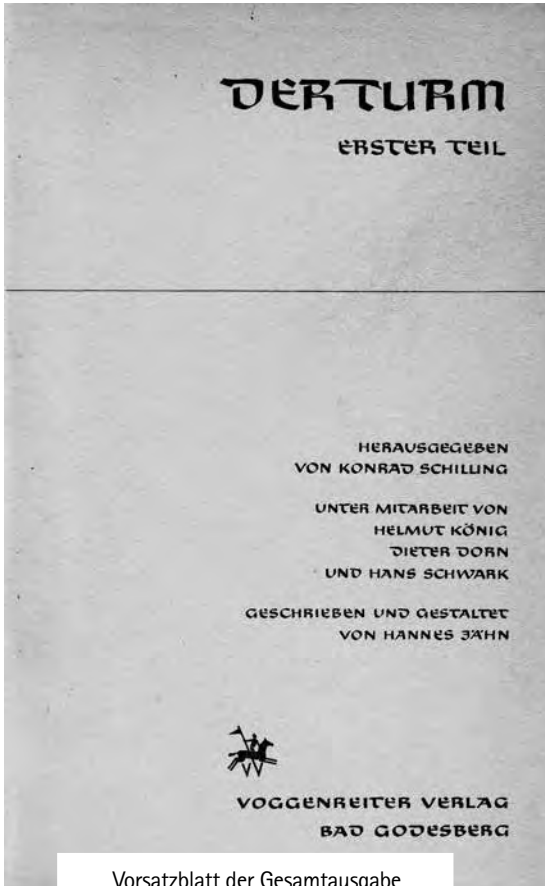
Das Liederbuch „Der Turm“, lange fast nur noch mit dem Namen Helm Königs verbunden, ist in der jungen bündisch-pfadfinderischen Generation anscheinend schon fast vergessen und weitgehend unbekannt. Grund genug für die MorgenlandfahrerInnen in der Deutschen Freischar, sich wieder einmal den Turm vorzunehmen.

Artig schrieben wir an den Herausgeber des Turm, Konrad Schilling. Es antwortete Horst Zeller, sein enger Mitarbeiter an dem Liederbuch und heute noch sein Freund. Konrad Schilling lebt hochbetagt und hochgeehrt in Duisburg. In seinem Namen schickte uns Horst Zeller zwei kleine Bändchen zur Geschichte des „Turm“.¹ – Es wäre zu schade, wenn wir unsere Lesefrüchte daraus für uns behielten. Und es kommen erstaunliche Dinge zum Vorschein. Denn diese einmalige kulturschöpferische Leistung der bündischen Nachkriegsjugend hat eine spannende Vorgeschichte, die begann, lange bevor Helm zur Crew stieß. Aus der Lektüre möchte ich nachfolgend ein wenig berichten:

Titel der Gesamtausgabe, zweite verbesserte Auflage 1956 (Vorläufer des Turm A)

Konrad Schilling war 1943/44 Jungzugführer beim Jungvolk in Leipzig, sein Fähnleinführer „Teddy“, ein musikalisches Talent, hatte wohl noch Zugang zum bündischen Liedgut der Vor-NS-Zeit. So wurde zwar marschiert und – aber auch – öffentlich „Platoff“ und „Hey die weißen Wogen“ gesungen, zur Zeit des Endkampfes gegen den „slawischen Untermenschen“.

Dieses Spiel dauerte bis Ende 1944, dann wurde alles, was Beine hatte, zum Arbeitsdienst oder zur Wehrmacht eingezogen. Aber sofort nach Kriegsende traf man sich wieder, doch hatte diese ehemalige Jungvolk-Gruppe keinen Zusammenhalt mehr und lief auseinander. Die Kriegseindrücke waren wohl so, dass keine Anknüpfungsmöglichkeit mehr an früher bestand.



Vorsatzblatt der Gesamtausgabe von 1956

So gegen 1948 sammelte Konrad Schilling in Leipzig eine neue Jungengruppe um sich, und da sind schon die Namen des späteren Turm-Teams: Dieter Dorn, Hannes Jähn. Helm noch nicht, da im Westen zu Hause.

Die Gruppe trug Juja und hatte eine Kohte, eingetauscht gegen ein Hauszelt. Ihre Fahrten waren nicht legal, aber offensichtlich geduldet. Besatzungsmacht und SED (die „Sozialistische Einheitspartei Deutschlands“) hatten andere Sorgen.

Liebe Freunde in der blauen Bluse, lasst uns einen Augenblick innehalten und uns die Situation vor Augen führen, soweit überhaupt möglich. Außer dem Freischar-Urgestein kaha und wenigen anderen hat niemand von uns diese Zeit erlebt. Wie groß muss die Strahlkraft des „Bündischen“ damals gewesen sein, im zerbombten Land, nach zwölf Jahren Gewaltherrschaft, als sich im Osten Deutschlands noch vor der Gründung der DDR schon eine neue Diktatur abzeichnete, angeblich die des Proletariats.

Wer waren diese Jungen damals in Leipzig, aus welchem Elternhaus kamen sie? Großbürgerlich, mit „Klavierzuhaus“? Aufstrebendes Kleinbürgertum mit „Sinnföhrhöheres“? Der uns vorliegende Text (s. o.) sagt wenig über das damalige Lebensgefühl aus. Die spät-jungenschaftlichen Einflüsse waren prägend, doch woher kamen sie? Woher hatten sie Kenntnis von den Liedern der bündischen Zeit bis 1933?

Sie hatten nach eigenem Bekenntnis über die „Deutsche Bücherei“ in Leipzig Zugang zu bündischen Liederbüchern, zumeist aus dem bis 1938 bestehenden „Günther-Wolff-Verlag, Plauen im Vogtland“. Aber woher wussten sie von der Existenz dieser Literatur? Dazu sagen sie uns nichts.

Es gab auch einen Briefwechsel mit tusk, der aus dem Londoner Exil zurück und wieder in Berlin war. Dankenswerterweise ist dieser Briefwechsel als Stasi-Akte erhalten. Aber woher wussten sie von tusk? Man war auch mal zu Besuch bei ihm und dieser sang das australische

Mnogaja leta ... zum Gedenken an hartmut

Hartmut Zetzsche

* 15.6.1940, Bernburg a. d. Saale

+ 16.5.2014, Düsseldorf

„Viele Jahre, viele Jahre ...“ wünscht die Gemeinde im gemeinsamen Gesang, wenn der Diakon in der orthodoxen Liturgie die Großen und die Kleinen in seine Fürbitte eingeschlossen hat. Wir (Regina, hartmut, Anke und ich) hatten dieses Lied und den Satz Mitte der 1960er bei Sepp Gregor im Singkreis Klingende Brücke gelernt (dann auch im Turm B gefunden, Lied 503) und in einer eiskalten Silvesternacht vor einer Hütte in Südtirol gegen die dunklen Felswände des Schlern gesungen. Doc war gerade noch rechtzeitig eingetroffen.

Mnogaja leta, viele Jahre, wir wünschten uns dies gegenseitig und voller Zukunftsgewissheit. Der Beruf war gefunden, die Examina waren gemacht, die Lebenspartner gewonnen, der Weg in den Ernst des Lebens war vorgezeichnet. Was sich um die Jahreswende 1968/69 zugetragen hat, kam wieder in unsere Erinnerung bei der Vorbereitung des Treffens der Morgenlandfahrer 2014. Wir wollten singen und wir wollten mnogaja leta singen. Hartmut hatte sich darauf gefreut und 5a (Philipp) von den Neustädtern wollte uns helfen, das Russische richtig auszusprechen. Als hartmut in den letzten Monaten dann gegen das Geschick ankämpfte, haben wir ihm „mnogaja leta ...“ zugerufen, es sind noch viele Jahre und es ist noch viel zu tun und der Lebenswille kann Berge versetzen.

Wir wollten nach den verkopften Jahren bei den Morgenlandfahrern, die uns immerhin bis zur Heckenuni auf den Meissner 2013 getragen und

begleitet hatten, wieder mehr singen, auch spielen, lesen. Und wir hatten uns vorgenommen, den denkbar unverdaulichsten Brocken, den deutsche Deutschlehrer ihren Schülern anzubieten haben, Goethes Faust zwei, von allem Philisterhaften zu entkleiden und aus geld- und kapitalismustheoretischen Gründen den Spaß, aber auch den Ernst freizulegen, den der Dichtersturz hineingeschrieben hatte. Hartmut hatte schon 2012 die Textstellen ausgesucht und wir hatten alles kopiert und vorbereitet.

Und hartmut wollte auch die Chance, die sich uns mit dem ehemaligen Naturfreundehaus in Bad Kreuznach bot, mit Blick auf das lange erträumte Bundesheim entschlossen nutzen. Von den vorherigen vergeblichen Versuchen hat er sich nicht unterkriegen lassen. Was uns nicht umwirft, macht uns stark. Auf ein Neues. Es war hartmuts sehnlichster Wunsch, daran mitwirken zu können, dass die Freischar in einem Bundesheim ihre Mitte finden kann. Dafür hat er mitgeholfen, den Hausverein zu gründen, und dafür ist er noch am 26. April 2014 in Bad Kreuznach gewesen und hat sich alles kritisch angesehen.

Wir sangen Ende Mai, leider dann schon ohne ihn, bei den Morgenlandfahrern – auch aus dem Turm – „Es gingen drei Bauern und suchten ein Bärn, und da sie ihn fanden, da hätten ihn gern ...“ Suchen und finden allein genügt eben nicht, man muss dann auch haben und zugreifen (können). Geeignete Objekte für ein Bundesheim lassen sich kaum weniger schwer einfangen als die Bären. Er wusste mehr als ein Lied



davon zu singen. Als Sohn eines aus dem „Bauhaus“ kommenden Architekten war Bauen eine seiner Leidenschaften. Er wollte immer Räume schaffen für gemeinsames Tun.

Wir lernten uns kennen irgendwann 1960 beim Gaulager Rhein-Ruhr. Hartmut war damals schon Freischar Urgestein, war schon seit 1956 dabei und kannte den Bund und seine Höhen und Tiefen schon sehr gut. Eigentlich – für damalige Verhältnisse – viel zu spät an Lebensjahren und schon mitten im Studium stürzte er sich 1962 nochmal in den Bau einer Horte. Er wollte es einfach wissen. Jungmannschaft und Jungenschaft, das musste doch irgendwie zusammengehen. 1962 ging unsere Fenris-Horte aus Wuppertal mit hartmuts Mytikas-Horte aus Solingen gemeinsam auf Großfahrt nach Schleswig-Holstein. Wir kamen über Hamburg, Kiel und Flensburg bis zur Hallig Langeneß. Eine der bleibenden Erinnerungen hielt nep fest: „Der konnte aber gut kochen ...“

Hartmut besuchte heinpe in Kiel und brachte das Lied „Herr Steuermann, mein Herz ist gar so schwer ...“ mit. Wir singen es immer noch, nep hat es wieder ausgegraben und wir werden es künftig auch in im Gedenken an hartmut singen. Wir waren jung und hatten kaum Geld. Aber Träume. Und Griechenland war so ein Traum. Griechenland wurde ein Teil seiner Lebensmelodie. Mytikas, der Hauptgipfel des Olymp, eine Orientierung, ein Leben lang. Von seiner ersten Großfahrt nach Griechenland mit sechzehn an bis zum letzten Atemzug. Hartmut steckte uns alle an. Und dann fanden sich Regina und hartmut und begründeten ihren Bund fürs Leben. Von nun an gab es für sie zwei Bünde: die Familie und die Freischar und es gab drei große Herausforderungen: den Beruf, die Familie und die Zukunft der bündischen Idee.

1963 standen wir gemeinsam auf dem Meissner. Hartmut hatte für die Freischar maßgeblich an den Vorbereitungen mitgewirkt. Den legendären Seminaren der Freischar-Jungmannschaft in den 1960er

Jahren drückte auch er seinen Stempel auf. Der studierte Historiker war ein spannender Referent in diesen spannenden politischen Tagen des Kalten Kriegs und kurz vor '68. Zusammen mit doc hat er die Seminare in Berlin, Paris, Polen und Prag und viele andere mehr vorbereitet. Die Themen gingen von den „Rissen im Ostblock“ bis zur Stadtsanierung im Märkischen Viertel in Berlin, von der Demografie unter dem Eindruck eines veränderten generativen Verhaltens und der Empfängnisverhütung bis zu den Nachwirkungen Kafkas in Prag, von sozialen Fragen, die wir mit einer der französischen Gewerkschaften diskutierten, bis zu den alldeutschen Kriegszielen im Kaiserreich vor 1914. Hartmut hat viel investiert in diese uns alle damals hochmotivierende Form, das bündische Leben in die Erwachsenenwelt fortsetzen zu können. Und er hat sich zusammen mit kaha für die Gründung des Rings junger Bünde (RjB) im Jahr 1964 eingesetzt. Von daher versteht man auch seine Enttäuschung, dass diese Form der Zusammenarbeit so viel an Kraft verloren hat, so viel, dass die Freischar zu Pfingsten des Jahres 2013 ausgetreten ist.

Später nach 1968 verband uns (auch kaha und andere gehörten dazu) dann das politische Engagement bei den Liberalen. Und es endete für hartmut, kaha und mich, als das Liberale sich zur Unkenntlichkeit verformte. Regina und hartmut blieben immer treue, verlässliche und präsenste Begleiter des Bundes, des aktiven Bundes, auch des „Bundes auf der grünen Wiese“, wo es andere in die Welt auf nimmerwiedersehen verschlug, unsichtbar gemacht hat, in den Mühlen des Berufs schredderte oder wo ihr Interesse an dieser Lebensform mit dem Älterwerden nachließ. So nicht bei hartmut. Regina und hartmut hielten viele Verbindungen zu Freunden, die oft nur noch über die ZEITUNG und diesen einen Faden eine Beziehung zur Freischar hatten. Auch die Söhne Kay und Dirk wuchsen in der Freischar auf und kommen vielleicht jetzt wieder öfter in unsere Mitte.

Obschon leidenschaftlicher Lehrer und auch bald am Ziel seiner beruflichen Träume angelangt, als Leiter der Oberstufe eines Düsseldorfer Gymnasiums, hatte er nie genug davon, sondern blieb der Idee von Bund und Gruppe, vom begeisternden Lernen, vom motivierenden Unterricht ein Leben lang und auch im Ruhestand verbunden. Im Internet findet man zwei Bilder vom Lehrer Zetzsche, aufgenommen und ins Netz gestellt von Schülern Anfang der 1970er Jahre. Einfach bei google Bilder „Zetzsche“ eingeben, dann findet man die Bilder schnell. Die beiden Bilder sagen viel über unseren hartmut in seinem Beruf als Lehrer.

Nach der Pensionierung hatte er mehr Zeit für die Freischar, die Morgenlandfahrer und für Griechenland, später dann auch für Sophia und Julia, die Enkelkinder. Zusammen mit anderen Freunden haben sich Regina und hartmut eine Bleibe in Griechenland genau oberhalb jener Bucht auf der Chalkidiki geschaffen, die sie mit den Horten schon Ende der 1950er Jahre entdeckt hatten. Zäh und beharrlich Groschen auf Groschen legend, dann das Womo und die Gunst der Billigflüge nutzend, entstand langsam ein Dach über dem Kopf. Viele von uns waren dort schon zu Gast und haben die zurückhaltende und funktionale Zweckmäßigkeit sehr genossen. Hartmut war glücklich in Griechenland. Bei meinem Besuch im Frühjahr 2012 haben wir über Bildung gesprochen und er hat mir bei einem Referat geholfen, das ich damals vorbereitet habe. „Bildung ist Wissen plus Charakter“. Diese Formel ist mir aus dem damaligen Gespräch in Erinnerung. Das ist natürlich frech und wenig ausgewogen und auch nur eine Formel zur insgeheimen Verständigung untereinander. Und was Charakter ist, bedarf auch der langen Diskussion. Aber es war ein Versuch, die Dinge auf den Punkt zu bringen. Unreflektiertes Wissen allein reicht eben nicht und unwissende Haltung, ein unwissendes Wertesystem allein eben auch nicht.

Meinungsstark, oft unüberhörbar, so ist uns allen hartmut so präsent, dass jedes Wort über ihn fast schon zu viel ist. Er wird uns fehlen mit seinen klaren Ansagen, seinen aufrüttelnden Worten und seinem nachdenklichen Schweigen, wenn die Dinge anders liefen, als er es sich erhofft hätte. Wenn man wollte, konnte man sich an ihm reiben, viele haben davon ausgiebig Gebrauch gemacht und doch immer wieder seine Nähe gesucht und auch davon gewonnen. Bei hartmut wusste man immer, woran man war. Ob einem das immer gefiel oder nicht. Wenn wir uns in den letzten Jahren trafen, bei den Morgenlandfahrern, beim Hundertjährigen des Wandervogels 2001 in Steglitz, auf dem Meissner 2013, dann hieß es immer wieder: komm, lass uns ein wenig laufen ... Dann tauschte man sich aus, Worte und Gedanken gingen hin und her und man genoss diese wenigen halben Stunden. So auf dem Meissner 2013, wo wir nach der Schlussfeier nochmal durch die Jurten tigerten oder bei der letzten Bundesversammlung im Dezember 2013 im Bergischen. Und so wollten wir es auch im Mai bei den Morgenlandfahrern halten. Es hat nicht sollen sein. Mitten in die Vorbereitungen hinein erreichte uns der Anruf von Regina. Aber hartmut wäre nicht hartmut und Regina nicht Regina: Es geht weiter! Und so sangen wir mit Regina beim diesjährigen Treffen der Morgenlandfahrer, was wir uns zusammen mit hartmut vorgenommen hatten: Mnogaja leta ... Viele Jahre ...

Jetzt hatte es einen anderen Sinn, oder vielleicht doch nicht? Mnogaja leta ... hartmut: ein Dank an Dich für viele Jahre Freundschaft im Bund, aufrecht und unübersehbar, in jeder Hinsicht herausfordernd. Wir leben ja alle in einer Zeitgenossenschaft, in einem kleinen Zeitfenster im Strom der Zeit. Was für einen Schatz hat dieser Bund mit solchen Menschen. Dieser Schatz bleibt uns seit dem 16. Mai 2014 als Erinnerung an hartmut (Hartmut Zetzsche) erhalten.

– wolf –

Manfred Vosz – puck

* 4.10.1935, Wuppertal + 16.2.2014, Düsseldorf

Titelbild „Kohntenkreuz 15“ von puck.



Archivalisch wird er noch zu finden sein: Der Dokumentarfilm „Goethe in D.“, in dem ein ehemaliger Häftling aus dem KZ Dachau über deutsche Geschichte aufklärt. Regisseur war Manfred Vosz, er wurde dafür mit dem Bundesfilmpreis ausgezeichnet. Viele solcher filmischen Dokumentationen hat er erdacht und produziert, stets gesellschaftliche Probleme aufgreifend, längere Zeit in Lateinamerika arbeitend.

Manfred Vosz war auch ein begabter Grafiker, und in den Literaturbetrieb hat er sich in den „68er“-Zeiten hineingewagt, mit der Herausgabe der linksliterarischen Zeitschrift „kürbiskern“. An der Kunsthochschule in Kassel hat er Nachwuchs ausgebildet.

Manfred Vosz kam aus dem Bergischen Land, war Hortenführer in der Deutschen Freischar in Wuppertal. „Puck“ nannten ihn seine Freunde in der Szene. Über eine von ihm geführte Fahrt nach der Mittelmeerinsel Capraia, nördlich von Elba im Thyrrhenischen Meer gelegen, berichtet Heft 15 der damaligen Freischarzeitschrift „kohntenkreuz“, Mai 1959.

– Arno Klönne –

Sie nannten ihn puck

Zu unseren Freunden gehörte einer, dessen große bündische Zeit in die Fünfzigerjahre fällt und dessen Lebensleistung nachwirken wird. „Sie nannten ihn Puck“ überschrieb die linke „Junge Welt“ den Nachruf. Und ein anderer Bericht war überschrieben „Der Filmemacher vom Ölberg“.

Als puck war Manfred Vosz ein begeisterter Hortenführer in der Freischar des Wuppertals. Der Ölberg war ein Stadtteil in Wuppertal-Elberfeld, wo die Menschen arm waren und noch keinen Strom hatten, wo im ansonsten wohlhabenden Wuppertal alles schon leuchtete. Hier wurde puck am 4. Oktober 1935 geboren.

Wenn seine Horte auf Fahrt ging und an den bekannten Treffpunkten im Bergischen und im Rheinland auftauchte, dann beeindruckten die Jungen mit Form und Inhalt, mit Singen und ihrer Art von Fahrtenleben. Eines Tages trifft ein Mädchenkreis aus Düsseldorf puck und seine Horte in einer rheinischen Jugendherberge. Man singt gemeinsam, man trifft sich öfter und eines Tages wird aus diesem Mädchenkreis die Freischar-Mädchenhorte der Düsselratten von dymo (Regina Lange/Regina Zetzsche). Auch unsere feiris-Horte in Wuppertal geht mittelbar auf puck zurück. Als wir 1960 mit unserer Horte anfangen, war puck schon im Abflug auf die Werkkunstschule Wuppertal. Seine legendäre Großfahrt 1959 mit der Horte nach Capraia (nördlich von Elba) wirkte noch lange nach.

Anfang der Sechzigerjahre gehört puck zu den Begründern der Singetreffen auf der Waldeck. Und schon damals gehörten sein Herz und sein Kopf einer politischen Utopie, die in der damaligen DDR eine neue Form der Gesellschaft und Wirtschaft aufbauen wollte. Puck entschied sich für diesen leidenschaftlichen, unbequemen und

aus unserer Sicht falschen politischen Weg. Aber er entschied sich und fand seine politische Heimat bei der DKP. Das trug ihm neben Kritik auch immer Respekt ein. So gehörte er zu den hoch engagierten Menschen, die einer sozialistischen Utopie den Weg bahnen wollten. Puck wird Künstler, Filmemacher, Professor gar. Er gehört zu den Gründern der Zeitschrift Kürbiskern, gibt das Kürbiskern Songbuch heraus und gehört Anfang der achtziger Jahre auch zu den Gründern des Filmbüros NRW. Dieses Filmbüro wird Träger der kulturellen Filmförderung.

Als ich Mitte der Achtzigerjahre dann das Programm wirtschaftliche Filmförderung als Mitarbeiter im NRW-Wirtschaftsministerium auf den Weg bringen sollte, traf ich bei den Stendener Medientagen wieder auf puck. Er sagte nichts zu diesen Plänen, schwieg, aber ich habe das als wohlwollendes Schweigen eines politisch völlig anders denkenden Freundes erlebt. Mit seinen Freunden aus der Filmszene gehört puck – Prof. Manfred Vosz – zweifellos zu den Vätern und Müttern des heutigen Filmlandes NRW. „NRW bleibt kein Industrieland – es sei denn, es wird auch ein Filmland“, das war auch seine Grundüberzeugung. Er hat sich allerdings immer vorgestellt, dass der Film noch mehr zur Aufklärung, zu Verbesserung der Lebensverhältnisse und durch seine aufrüttelnde Kraft zu menschlicheren Arbeits- und Lebensformen beiträgt. Vieles, was heute von der staatlich finanzierten Filmförderung gefördert wird, hätte er nicht quergeschrieben. Aber Kunst – auch Filmkunst – geht nach Brot.

Puck war ein pragmatischer linker Künstler und akademischer Lehrer. Er bekommt den



Das Kürbiskern Songbuch, 1968 von puck (Manfred Vosz) herausgegeben.

kürbiskern

Songbuch



damnitz

Bundesfilmpreis und engagiert sich weltweit mit filmischen Mitteln für die Rechte der Unterdrückten und Ausgebeuteten. Einmal noch, in den Neunzigerjahren kam puck zu den Morgenlandfahrern in der Deutschen Freischar. – Und als die Freischar am 14./16. Juni 1996 auf Burg Balduinstein ihr 50. Nachkriegsjubiläum (und 70. Gründungsjubiläum) feierte, beteiligte sich puck mit einem Vortrag über „Gesellschaftskritische Möglichkeiten von Kunst und Kultur“. So nachzulesen im Nachrichtenteil von ZEITUNG 1/96. Mit dem aktiven Bund hatte er ansonsten keine Verbindung mehr, aber ein Bündischer ist er unverkennbar geblieben. Puck starb am 16. Februar dieses Jahres in Düsseldorf.

– Wolf (Schöde) –

BuLa 2014

In 80 Tagen um die Welt

Auf dem Jugendzeltplatz Nothgottes bei Rüdesheim

Fotos: dadarish | Grafik: Winni

*Die mit den längeren
Beinen müssen auch mal ausruhen,
aber stilvoll und weltläufig.*

*Unter dem Café-Haus-Jurtendach stellen
sich verschiedenste Reisegesellschaften ein.
Diese hier „...singen die Lieder der Welt“!*



*Solange die Beine noch zu kurz sind,
findet manche Reise nur im Kopf statt.*



*Die kleinen Ingelheimer bereisen ihren
Bund und gelangen zum „Pfälzer Urgestein“!*





Was wäre eine internationale Café-Haus-Jurte ohne jederzeit frische Angebote.

Diese Reisegesellschaft folgt literarischen Spuren über den Globus.



Im Moment ist die „Weltbühne“ noch leer...



... aber dann führen die Donnerdrumms auf, wie man richtig tierisch verreisen kann.

Bundeslager 2014 bei Rüdesheim am Rhein zum Thema „In 80 Tagen um die Welt“ – hagzissas Feuerrede

Eine Reise in 80 Tagen um die Welt

... man fragt sich unwillkürlich: wie lange ist das denn her? Eine Concorde stellte 1995 mit 31 Stunden, 27 Minuten und 49 Sekunden den Rekord für die schnellste Weltumrundung auf – im Rahmen einer Werbeaktion zusammen mit einer Brauerei übrigens. 31einhalb Stunden – das ist etwas mehr als ein Tag. Auf dieser Flugreise von gut einem Tag konnten die Passagiere je zwei Sonnenaufgänge und zwei Sonnenuntergänge miterleben. Nun, ich würde eher sagen, sie haben einen Blick auf den Auf- oder Untergang geworfen, aber erlebt? Einen Sonnenuntergang in echt zu erleben ist doch ganz anders, dazu gehört auch der Geruch des Landes, in dem man ist, der Boden, auf dem man steht, das Meer oder die Vögel, die man hört ...

Zeiten

... in 80 Tagen um die Welt – für Jules Verne war das eine begeisternde Vision. Für uns ist es einfach nur viel oder weniger Zeit, je nachdem. Über das Thema Zeit, Geschwindigkeit und auch Entschleunigung hat Hexe an dieser Stelle schon verschiedentlich gesprochen, zuletzt beim Bundeslager 2012 mit dem Thema Tempo – gar nicht weit von hier entfernt, im Brexbachtal. Ich möchte den Gegenstand noch einmal auf eine etwas andere Weise aufgreifen.

Jeder von uns hat seine eigene Zeit in der Freischar. Anders und zugespitzt formuliert: Jede Generation, sogar jeder und jede einzelne hat seine oder ihre Freischar-Zeit, damit auch ihre eigene Freischar, sein oder ihr eigenes Bild davon, wie die Freischar ist oder wie sie sein sollte. Und für jeden ist es *die* Zeit in der Freischar. Wie kann man sich dies vorstellen? Nun, erst



einmal: nicht einfach oder harmlos. Jeder hängt mit heißem Herzen an ihrer oder seiner Vorstellung vom Bund, meist geprägt in den Zeiten des aktiven Hortenlebens.

Jede Zeit hat ihre Lieder

... egal, ob ich sie mag oder nicht. Die ersten hundert Lieder oder so, die ich gelernt habe, kann ich immer noch auswendig, auch wenn ich viele neue Lieder viel lieber mag. Andere spüren Sehnsucht nach vergessenen Liedern. Aber bei vielen Liedern tauchen gleiche Bilder, gleiche Erinnerungen auf.

Jede Zeit hat ihre Form, ihre Linie

... auch das sollten wir nicht unterschätzen. Zwei markante Aussagen nach unserem letzten Bundeslager in Polle sind mir gut in Erinnerung.

Einer sagte

... ich habe die Bilder im Internet gesehen – da sind so viele Ältere drauf. Das hätte es früher nicht gegeben. Das ist nicht die Freischar, wie ich sie kenne und mir vorstelle.

Hagissa (*mitte*), Murrel (*rechts*) und Kalle (*links*) schaffen – zusammen mit vielen anderen – erst einmal Feuerholz heran.

Foto: dadarish

Ein anderer sagte

... das harmonische Zusammenleben der verschiedenen Generationen hat mir gut gefallen. Das gab es so früher nicht. Und das Singen klingt auch viel schöner als früher.

Jeder hat so seine Freischar

... das sind Bilder, die sich überlagern, die sich berühren, Bilder, die zusammengehören, die aber nie ganz deckungsgleich sind.

Wenn wir gut sind, nehmen wir das als Chance und Bereicherung. Nehmen wir es mit allen Unterschieden zwischen den Menschen und im Zusammenleben der Generationen als Gelegenheit für Begegnung und Entwicklung.

Lasst uns mehr als 80 Jahre zurückschauen: Bei der Gründung der Freischar im Jahr 1926 hatten die Gründungsväter eine Ordnung im Auge, die festgefügt ist in Jungenschaft, Jungmannschaft, Mannschaft. Das war ein Entwurf, den die Deutsche Freischar in den wenigen Jahren vor dem Nationalsozialismus gar nicht leben und ausprobieren konnte, die Zeit war zu kurz dafür.

Wir hatten Zeit, das auszuprobieren. Teils mit fruchtbaren Ergebnissen, teils mit Schwierigkeiten. Daher ist es spannend, dass sich nun eine mittlere Generation aufmacht, die das feste Gefüge umgestalten, dynamisch machen möchte. Und produktiv für den ganzen Bund, wie zu hoffen steht.

Und dabei – wie für den Bund immer – kommt es auf jede und jeden an: Wenn jeder einzelne fehlt, ist am Ende keiner mehr da. Und umgekehrt gilt noch mehr: Jede und jeder einzelne hat es in der Hand, den Bund zu erhalten und voranzubringen. Nicht unbedingt in 80 Tagen, aber dafür nachhaltig und fröhlich.

Frühjahrs-Kapitel

Das Bundeskapitel trat am Wochenende 21./23. März im BdP-Heim in Moitzfeld (Stadt Bergisch Gladbach) zusammen.

Wesentliche Inhalte der Beratungen waren zunächst das Bundeslager zum Thema „In 80 Tagen um die Welt“ und der im letzten Jahr eingerichtete „Arbeitskreis schützt die Schutzbefohlenen“. Dieser hat seine Arbeit aufgenommen und bereits eine Fortbildung durchgeführt. Er hat auch ein Positionspapier zum Thema verfasst und auf die Freischar-Homepage gestellt. Gleichzeitig hat er einen Notfallplan erarbeitet, der regelt, wie in der Freischar im Falle von Übergriffen auf Kinder und Jugendliche vorgegangen werden soll. (An konkrete Notwendigkeiten konnte sich niemand im Kapitel erinnern.)

Weitere Themen waren die Beitragszahlung und der Bezug der ZEITUNG. Luna stellte als Leiterin des Bundesamtes fest, dass mehr als die Hälfte der erfassten Einzelmitglieder der Freischar (d. h. ohne Horten) z. Zt. keinen Beitrag zahlt. Diese erhalten demnächst einen Erinnerungsbrief. Luna arbeitet mit Unterstützung durch hagzissa daran, dass möglichst viele Mitglieder eine Einzugsermächtigung ausstellen, was das Buchungsverfahren sehr vereinfacht.

Freischarm Mitglieder erhalten die ZEITUNG weiterhin gratis zugesandt, auf Wunsch auch elektronisch als PDF. Alle Nicht-Mitglieder in der Versandliste haben inzwischen einen Brief erhalten, in dem sie um eine regelmäßige Spende für den Druck der ZEITUNG gebeten werden. Sie können die ZEITUNG aber auch kostenlos als PDF über die Freischar-Homepage beziehen.

Als zunehmend dringende Frage wurde die nach der Archivierung des wichtigen Schriftverkehrs aufgeworfen, der zunehmend nur noch elektronisch abgewickelt wird. Die Bundesführung speichert ihre Dokumente inzwischen auf einer

externen Archiv-Festplatte. Für alle anderen, die ihre Rundmails etc. für den Bund archivieren möchten, hat effiks eine E-Mail-Adresse eingerichtet, an die in (B)CC geschickt werden kann: archivieren@freischar.de.

Schorsch stellte die Frage, auf welche Weise die Neuaufnahme erwachsener Menschen geregelt ist oder geregelt werden kann, die sich (regional) unserem Bund annähern? Dazu erfolgten mehrere Äußerungen: Wenn sie in den Bund aufgenommen werden wollen, sollten sie auch aktiv im Bund in Erscheinung treten (hexe). Für solche Entscheidungen ist bei den Jungen die Horte, bei den Älteren der Arbeitskreis die verantwortliche soziale Gemeinschaft (dadarish). Grundlage muss aber immer eine aktive Einbindung sein (schrubbi, asterix). Wichtig wäre eine Assoziation mit dem Bund über einen regionalen Kreis hinaus – Hausverein, BuLa etc. (hagzissa). – Es wurde deutlich, dass hier eine zielführende weitere Diskussion notwendig ist.

Abschließend wurde über die Sinnhaftigkeit von Kooperationen mit anderen Bündnen diskutiert. Hier gab es aber noch keine Klärung.

Nach der eigentlichen Kapitelsitzung berichteten Wolf und Hata über ihre Bemühungen um das ehemalige Naturfreundehaus Lohrer Höhe in Bad Kreuznach. Danach wird das Interesse der Freischar bei der Kommune sehr positiv aufgenommen. Es kommt allerdings kein Erwerb des Objektes durch die Freischar in Frage. Möglich ist wohl nur eine Art der Pachtung auf Zeit. Es wird jetzt auf die internen Klärungen in der Kommune ankommen und auf eine geschickte Nachverhandlung. Das Objekt ist inzwischen gründlich besichtigt und als gut geeignet beurteilt worden.

– dadarish – *unter Zuhilfenahme
des Protokolls von effiks*

Treffen der MorgenlandfahrerInnen 2014



Foto: dadarish

Dieses Feuer ist verraucht – zu Pfingsten im Bundeslager waren alle wieder da.

Am Wochenende des 23./25. Mai trafen sich die MorgenlandfahrerInnen im „Reinhold-Ju-ling-Haus“ bei Grebenhain im Vogelsberg. Das Thema war mit „Kultur – Lied – Theater“ weit-gefasst angelegt.

Leider erwies sich der Termin als ungünstig, so dass nur ein kleinerer Kreis von dreizehn Personen zusammentraf. Der Tod Hartmuts nur eine Woche zuvor wirkte sich ebenfalls aus. Dennoch entwickelte sich eine lebhaftere Kommunikation und es wurde intensiv gesungen.

Das begann schon am Freitagabend in der lange durchgehaltenen Feuerrunde. Am Samstag referierte nep, unterstützt von Wolf, über seine Nachforschungen zu Vorgeschichte und Hintergründen des TURM (s. seinen Beitrag in diesem Heft S. 32). Es schloss sich ein Durchgang durch verschiedene Lieder an, die Wolf zusammengestellt hatte (Mnogaja leta, Es gingen drei Bauern, Xekina mja usw.). Sehr interessant dabei die Erläuterungen von Regina zu den Eigenheiten der griechischen Sprache.

5a von den Bukaniern aus Neustadt hielt uns danach ein Referat über die Entwicklungen in und um die Ukraine. Da er dort Verwandtschaft hat, selbst auch Russisch spricht und Ukrainisch

versteht, konnte er uns eine durchaus andere Sicht auf die Dinge vermitteln, als wir sie ansonsten über die Medien dargeboten bekommen.

Es schloss sich eine Lesung an mit verteilten Rollen aus: „Faust. Der Tragödie zweyter Theil in fünf Acten.“ (von 1832). Wolf hatte Textauszüge vorbereitet. Es ging um die Erfindung des Papiergeldes zur Behebung des großen Haushaltsdefizits im (fiktiven) Deutschen Reich. Im Anschluss servierte Pan ein superbes Menü.

Später am Abend referierte dadarish über Johann Gottfried Seume, einen kleinen Sachsen vom Ende des 18., Anfang des 19. Jh., der als kulturhistorischer Reiseschriftsteller hervorgetreten ist. Berühmt ist u. a. der Bericht von seiner Fußwanderung im Jahre 1801 von Leipzig nach Syrakus auf Sizilien. Die weitere Samstagnacht dauerte bis in die wunderbar ausgeleuchtete Morgendämmerung. Es wurde intensiv diskutiert, u. a. über Fragen der Schulreform.

Am Sonntag standen zunächst die Bemühungen um das Hausobjekt Lohrer Höhe in Bad Kreuznach im Mittelpunkt. Wolf erläuterte noch einmal die Hintergründe und Entwicklungen. Dies trug sehr viel zur Klarheit in dieser Angelegenheit bei. Am Ende erfolgten einige technische Absprachen:

Als Termin für 2015 wurde der 12./14. Juni festgelegt, Tagungsort soll das Bootshaus Boos an der Nahe sein. Thematisch soll an das Format von diesem Jahr angeschlossen werden. Ein Vorbereitungs-Treffen soll Ende Januar, Anfang Februar auf Schloss Martinfeld bei Heiligenstadt/Eichsfeld stattfinden

Nach Abschluss aller Gespräche wurde Wolf als Sprecher der MorgenlandfahrerInnen für ein Jahr gewählt. Er nimmt Sitz und Stimme im Kapitel und der Bundesversammlung wahr.

– dadarish –

Freischar Zukunftswerkstatt

Am Wochenende des 16./18. Mai trafen sich 16 FreischarlerInnen auf dem Kochshof des Zugvogel bei Odenthal-Hüttchen im Bergischen Land zur ersten Zukunftswerkstatt unseres Bundes. Beteiligt waren die „Bundes spitzen“ und solche, die aktiv an der Gestaltung und Weiterentwicklung der Freischar mitarbeiten wollen. Etliche stets engagierte waren allerdings verhindert. Die professionelle Moderation der Zukunftswerkstatt lag in den Händen von Jael (Fuck) von den Bergischen Donnerdrummels. Die TeilnehmerInnen hatten sich mit einer Vielzahl von Fragen zu beschäftigen und arbeiteten teils im Plenum, teils in Arbeitsgruppen. Fragenkomplexe waren z. B.:

- **Worin sind wir besonders gut?**
Kreativität, aber auch Zusammenhalt trotz Diversität, Diskussionskultur, spannende Bundeslager – waren darauf einige Antworten.
- **Was wollen wir verändern?**
Neue Gruppen aber wie?, Strukturierung des Bundeslebens durch gemeinsame bundesoffene Projekte. ...

Es schlossen sich Überlegungen an, was sofort erledigt, was noch durchdacht und was als Prozess angestoßen werden muss. Im nächsten Schritt wurden für die einzelnen Arbeitsaufgaben Expertenteams identifiziert und deren konkrete zukünftige Tätigkeit umrissen. Daraus ergab sich der neue Begriff des „Bundes-Dynamos“, d. h. die (offene) Gruppe derjenigen, die anpacken – auch über den TeilnehmerInnen-Kreis des Wochenendes hinaus. Eine interessante Diskussion ergab sich auch aus



Foto: dadarish

Die Zukunftswerkstatt im bündisch-kontemplativen Halbkreis. Hexe und Jael erledigen ihre Übung anderswo.

der Frage, ob die bestehende Bundesordnung, die zuletzt im Jahr 1992 überarbeitet worden war, noch immer den Ansprüchen und Realitäten der Freischar genügt. Hier stand besonders die Alters-Strukturierung in Jungenschaft, Jungmannschaft und Mannschaft im Vordergrund. Es bestand weitgehende Einigkeit, dass die in Horten gegliederte Jungenschaft auch in Zukunft sinnvoll arbeiten kann. Für den Bereich der Älteren bietet sich aber die offene und übergreifende Strukturierung in „Arbeitskreisen“ an, im Kern feste Gemeinschaften, die sich eigene Schwerpunkte setzen, aber auch Kreise, die sich fallweise für besondere Projekte zusammenfinden. Eine solche Grundstruktur entspricht aber faktisch der ohnehin seit Jahrzehnten gelebten Praxis.

In diesem Zusammenhang wurde auch die Frage aufgeworfen, ob es weiterhin sinnvoll sein kann, den Bund in „Landesverbände“ zu gliedern. Tatsächlich konnte für die letzten 40 Jahre nur ein Fall identifiziert werden, in dem Hartmut (Zetzsche) als Landessprecher NRW in einem „politischen“ Konflikt tätig wurde. Er wäre als kompetente Person aber auch ohne dieses formale Amt wirksam geworden. Eine praktische Bedeutung von Landesverbänden wurde im Gespräch vor Ort nicht sichtbar. – Die Versammlung war sich einig, dass der Diskurs zu den beiden letzten Fragen ebenfalls weitergeführt werden soll.

– dadarish –

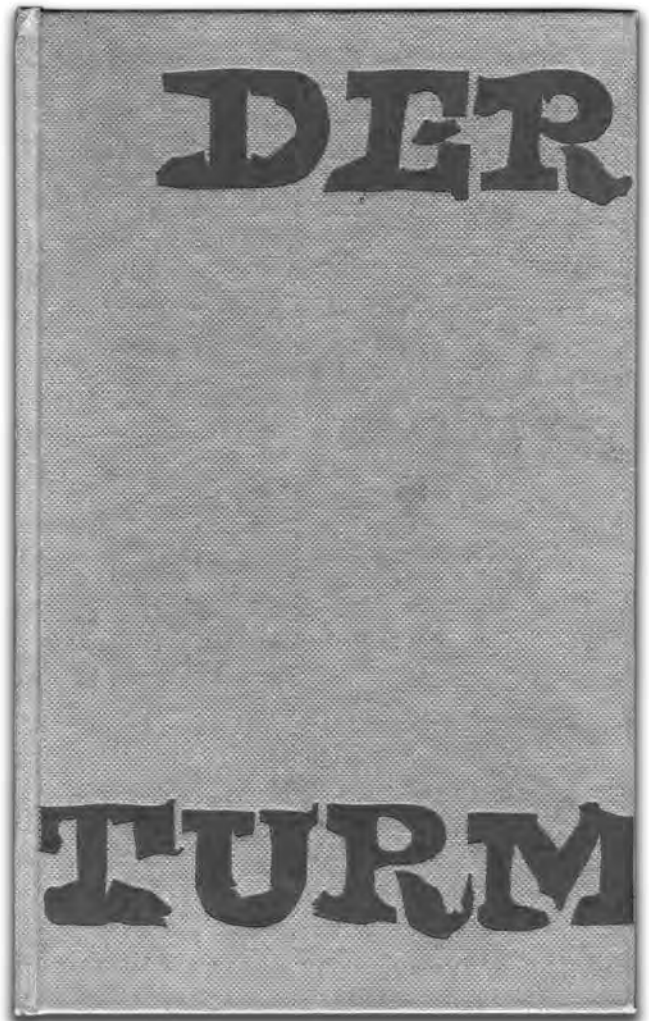
Soldatenlied „Waltzing Mathilda“ vor. Aber der Funke sprang wohl nicht über. Konrad Schilling und seine Mannen sammelten allein unverdrossen weiter, ein völlig neues Liederbuch entstand.

Es wurde eh alles schwieriger, und nach der Großfahrt an die Ostsee setzte man sich 1952 gemeinsam in den Westen ab, über Berlin nach Köln zur Bottmühle. Im Gepäck die Rohfassung des späteren „Turm“.

Die Bottmühle war der legendäre Sammelort rheinisch-jungenschaftlichen Treibens in den 1950er Jahren. Eine ehemalige Mühle auf der „Bott“, einem kleinen Berg nahe dem Severinstor, neben der bekannten Schokoladenfabrik Stollwerk gelegen. Das Mühlengebäude hatte die Gestalt eines Turmes.

Die Bottmühle wurde schon 1945 der sich gerade neu bildenden Jungenschaft von der englischen Militärregierung zur Verfügung gestellt. Seit 1970 ist sie das Heim der „Sozialistischen Jugend, Die Falken“.

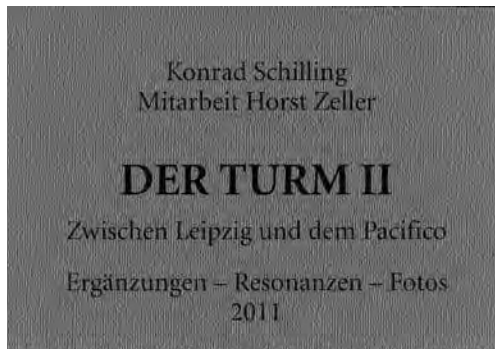
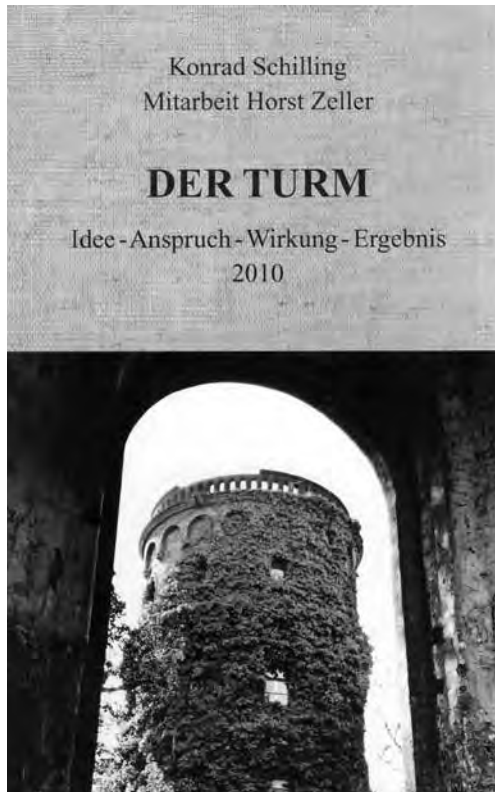
Hannes Jähn, der zukünftige Graphiker, hatte in Leipzig eine Schildermalerlehre absolviert und den Titel „Schnellster Schildermaler der FDJ“ errungen. In Köln besuchte er die Werkkunstschule und in dreijähriger Nebenarbeit schrieb er Text und Noten der Lieder auf großen Papierbögen ab, die dann für den



Titel der Gesamtausgabe der Bände VI bis XI 1966 (Vorläufer des Turm B)

Druck fotomechanisch verkleinert wurden. Der Titel „Turm“ wurde in Köln gefunden, nach dem Bottmühle-Turm, dem bündischen Exil.

Es entstand ein Gesamtkunstwerk, vom offiziellen Kulturbetrieb bis heute nicht wahrgenommen. Und eigentlich endet hier schon der spannende Teil der Geschichte.



Horst Zeller schickte uns zwei Bändchen zur Geschichte des Turm

Auf den Fotos in den beiden o. a. Bändchen blickt uns ein fröhliches Existentialisten-Völkchen der 1950er Jahre an. Helm König, Assistent beim Voggenreiter-Verlag, stieß hinzu und brachte die Notenschrift auf Vordermann. In der Bottmühle blieb man nicht lange, Juni bis November 1952, es gab wohl Differenzen mit Mike Jovy, dem „ersten jungenschaftlichen Bottmüller“. Mike Jovy, KZ-Häftling wegen „bündischer Umtriebe“, später im Strafbataillon 999, war Mitbegründer der DJ (Deutsche Jungenschaft) und „Gegenspieler“ von tejo (Walter Scherf). Jovy wurde nach seiner Dissertation „Bündische Jugend und Nationalsozialismus“ Diplomat und vertrat die Bundesrepublik in verschiedenen Ländern der Dritten Welt.

Als man die Bottmühle im Herbst 1952 wieder verließ, war alles wieder im Aufbruch. Konrad Schilling ging für zwei Jahre nach Chile, zuerst als Lehrer, sein ostdeutsches Diplom wurde im Westen nicht anerkannt. Dann arbeitete er ein Jahr für eine Deutsch-Chilenische Fischerei-Genossenschaft. Zurück in Deutschland holte er sämtliche Diplome in verkürztem Studiengang nach, promovierte und wurde dann der Konrad Schilling, den seine Freunde von der SPD, im Bereich der Kulturverwaltung in Duisburg und bei der Philharmonia Hungarica bis heute kennen. Helm König wurde Gymnasiallehrer, ging Anfang der 1960er ein paar

Jahre nach Indien, Kalkutta und Rourkela, war danach neben der Lehrertätigkeit über viele Jahrzehnte Chef seines renommierten Schallplattenverlages THOROFON. Dieter Dorn wurde Schauspieler und berühmter Intendant des bayrischen Staatsschauspiels in München, Hannes Jähn lehrte als Graphik-Prof in Wuppertal an der damals hoch anerkannten Werkkunstschule.

Der Inhalt des späteren „Turm A“ erschien ab 1952 in vier Einzelbändchen, der nachgereichte fünfte Teil gesondert als „Hoch vom Galgen wimmerts“. Ab 1956 gab es den Turm in der bekannten Leinen-Gesamtausgabe. Man sagt, selbst bei ebay sei der Turm in der klassischen Ausgabe von 1958 nicht mehr zu kriegen. Das kann sich aber jeden Tag ändern.

Ab Anfang der 1960er Jahre kam dann der Turm B heraus, auch zuerst in Einzelausgaben, ab 1966 als Gesamtausgabe, kalligraphisch gestaltet von Hannelore Apitz, der Frau von Hannes Jähn. Der Meister hatte jetzt anderes zu tun. Der Mitarbeiter-Stab war auch schon größtenteils ein anderer, Sepp Gregor brachte die fremdsprachlichen Volkslieder mit, sein gesamtes Material aus der „Klingenden Brücke“, Axi war der große Russland-Experte.

Und die gesellschaftliche Situation war anders, die Waldeck-Festivals begannen, aus Liedern wurden Songs, die APO blühte auf. Es erschien kurz danach noch „Der

schräge Turm“, alles in allem also insgesamt 1.350 Lieder und damals ein großer Erfolg. Sicher gab es auch die jungenschaftlichen Liederhefte, den „Silberspring“ des Zugvogel, die „Liederblätter Deutscher Jugend“ aus dem Südmarkverlag von Horst Fritsch und die „Horridoh's“ der Nerother, aber auf den „Turm“ konnten sich alle einlassen.

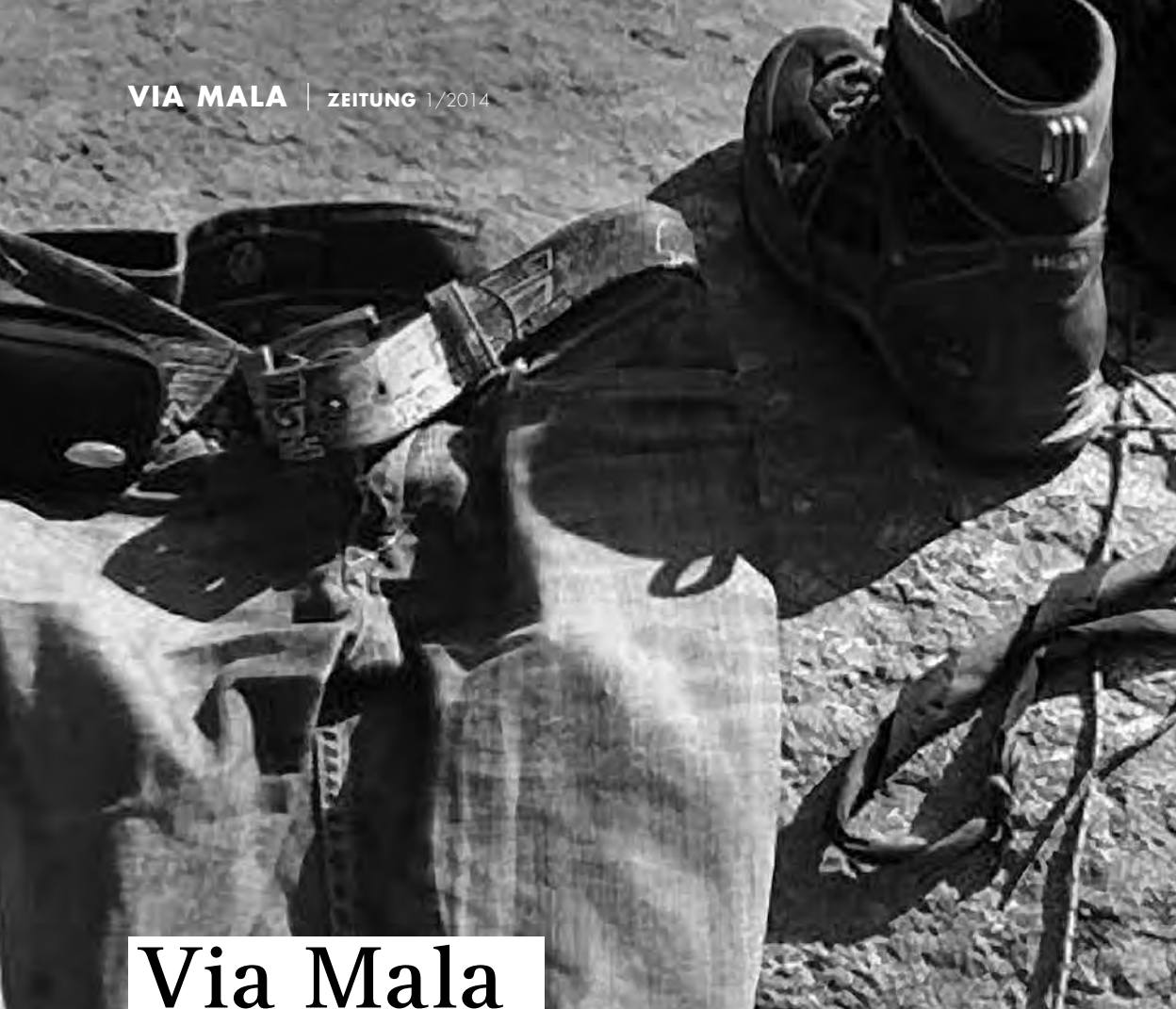
Bis auf den früh verstorbenen Hannes Jähn sind wohl noch alle Protagonisten der ersten Phase – Turm A – am Leben. Aber alle waren, bis auf Helm, nicht mehr im bündischen Bereich präsent, Konrad Schilling war zuletzt Kulturdezernent der Stadt Duisburg und ein viel gefragter und viel geehrter Vermittler neuer Kulturpolitik.

¹ Konrad Schilling, Mitarbeit Horst Zeller: Der Turm, Idee – Anspruch – Wirkung – Ergebnis, Berlin 2010 (Verlag für Berlin-Brandenburg), ISBN 978-3-942476-07-2

Konrad Schilling, Mitarbeit Horst Zeller: Der Turm II, Zwischen Leipzig und dem Pacifico, Ergänzungen – Resonanzen – Fotos, Duisburg 2011, ISBN 978-3-00-036681-9

Trotz ISBN sind die beiden Bände aber offensichtlich nicht mehr erhältlich. Wenn man zu den Eingeweihten des Mindener Kreises gehört, dann kennt man das. Die Leser der Freischar-ZEITUNG können es jetzt auch wissen.

Einen Gruß nach Duisburg senden wir an Konrad Schilling, der mit dem TURM dieses unvergleichliche Liederbuch geschaffen hat, das Deutschlands Weg aus dem Krieg und in den Frieden begleitet und das eine Brücke zu der Zeit vor 1933 geschlagen hat.



Via Mala

auf einer der ältesten Straßen
über die Alpen *von Kohli*

In den Sommerferien 2013 wanderten die Horten Bukanier und Skalden aus Neustadt an der Weinstraße auf einer dreiwöchigen Großfahrt über die Alpen. Vom oberitalienischen Comer See aus ging es auf historischen Wegen über Chiavenna nach Splügen und Chur in der Schweiz und über Vaduz, den Hauptort Liechtensteins, weiter bis Bregenz am österreichischen Ufer des Bodensees. Von dort nahmen wir das Schiff nach Konstanz auf der deutschen Seite. Die Strecke betrug ca. 400 Kilometer. Höchster Punkt der Tour war der Splügenpass (2.115 Meter).

KENNST DU DEN BERG UND SEINEN WOLKENSTEG?

DAS MAULTIER SUCHT IM NEBEL SEINEN WEG;

IN HÖHLEN WOHT DER DRACHEN ALTE BRUT;

ES STÜRZT DER FELS UND ÜBER IHN DIE FLUT!

KENNST DU IHN WOHL?

DAHIN! DAHIN

GEHT UNSER WEG! O VATER, LASS UNS ZIEH`N!

(Johann Wolfgang v. Goethe)

Was treibt uns dazu, uns durchs Gebirge zu quälen, auf dem Boden zu schlafen, das Essen mitzuschleppen und auf dem Lagerfeuer zu kochen, nicht wissend, wo und wie wir die Nacht verbringen? Eine mögliche Antwort liegt im Verlust der Natürlichkeit der heutigen Zeit. Es fehlt, wonach früher niemand gefragt hätte, weil es in Hülle und Fülle einfach da war. Technik und Zivilisation sind so übermächtig geworden, dass ein natürliches Leben kaum mehr möglich ist. Was fortschreitend entschwindet, erweckt in uns die eigentümliche Anziehungskraft des Raren.

Die zweite Erklärung geht ein Stück weiter. Ausgestattet mit den Genen des urzeitlichen Savannenläufers leidet das Unterbewusstsein an dem postmodernen, künstlichen Lebensumfeld. Es erlebt den Alltag am Handy, am Computerbildschirm oder vor der Glotze als eindimensional und fühlt sich in der überregulierten Welt des Komforts deplatziert. Vom Ausbleiben elementarer Erfahrungen unterfordert, sehnt es sich plötzlich nach dem, was der Mensch eigentlich meidet, dem Draußen- und Ausgesetztsein, der Konfrontation mit einer

Die Alpen und die Nöte ihrer Bewohner

Die Alpen erstrecken sich über 1.200 Kilometer von der Côte d'Azur im Westen bis zum Wiener Becken im Osten. Am höchsten ragen die Gipfel der Westalpen auf. Die frühe Erforschung der Alpen schuf Begrifflichkeiten wie „Alpiden“, als Bezeichnung für die kreidezeitlich-tertiären Ketten- und Faltengebirge Europas; auch werden schroffe Felswände und Gipfformen „alpin“ genannt. Ursache für die Entstehung der Alpen ist das Unterschieben der Kontinentalplatte Afrikas unter die Europas, vor ca. 200 Millionen Jahren. Hierdurch wurde der Boden des Urmeeres Theys, das zwischen den Kontinenten lag, in einem langwährenden Prozess von Pressungen und Dehnungen zusammengefaltet und emporgedrückt. Gleichzeitig setzten Verwitterungsprozesse ein, die das 6.000 Meter aufragende Gebirge bis auf die heutige Höhe abtrugen. Den Schutt verfrachteten die Alpenflüsse in einen ca. 3.000 Meter tiefen Trog, der sich im Vorland der Alpen gebildet hatte. Die Hebungsvorgänge im Grunde des Gebirges sind noch nicht abgeschlossen, so dass die Alpen noch 2.000 bis 3.000 Meter höher werden können als heute. Zur Zeit verlaufen die Verwitterungsprozesse durch das wärmere Klima beschleunigt ab und die Alpen verändern sich rasch. Das witterungsanfällige Kalkgestein der Zentralalpen ist mit einem „kariösen Zahn“ vergleichbar, den nur noch Gletscher und Dauerfrost zusammenhalten. Beim Wegschmelzen des Eises zerbröselte das Gebirge wie ein Sandkuchen. Nach geologischen Maßstäben verläuft dieser Prozess normal. Die Klimaerwärmung bewirkt jedoch beschleunigte Abläufe, denen die Alpenbewohner einen hohen Tribut zollen. Denn im

gleichen Maße, wie die Temperaturen ansteigen, verschiebt sich die Schneegrenze nach oben. Die Skizentren bleiben als wesentliche Erwerbsquelle der Menschen buchstäblich auf dem Trockenen sitzen. Auch machen die häufiger auftretenden Muren und Bergstürze immer mehr Täler und Ansiedlungen unbewohnbar.

Durch die ausgreifende Europäisierung und Globalisierung entstehen Belastungen, die das Leben im Gebirge immer aufwändiger, unrentabler und unerträglicher machen. Während früher der Warentransport über die Alpen sieben Tage benötigte und eine Vielzahl von Gewerben am Leben erhielt, ist heute ihre Durchquerung per Lkw oder Bahn eine Sache von wenigen Stunden. Davon profitieren die Alpenbewohner kaum, stattdessen belasten Lärm, Müll und Abgase die Talgründe. Aufgrund ihrer extremen Lagen können die Bergbauernhöfe nicht mit der produktiveren Landwirtschaft im Flachland konkurrieren. Schleichende Landflucht dünnt die Dörfer immer mehr aus und gefährdet die Infrastruktur ganzer Regionen. Besonders junge Menschen wandern mangels Erwerbsmöglichkeiten ab und lassen die Alten zurück. Die immer mehr verstreut lebenden Menschen können die aufwändigen Schneeräumdienste und den notwendigen Hang-, Feuer- und Lawinenschutz nicht mehr leisten. Zudem schließen immer mehr Schulen und Geschäfte. Der Aufwand, um diese Defizite auszugleichen, ist von den Kommunen kaum noch finanzierbar, deshalb fordern die Raumplaner eine Zusammenlegung oder Auflfassung von Dörfern zugunsten wirtschaftlicher Einheiten. Auch eine Neubesiedlung von Dörfern mit Migranten aus ärmeren Ländern wird erwogen.

Natürlichkeit, der die Eigenart noch nicht ausgetrieben wurde. Diese Fremdbestimmung lässt uns nach Aktionsfeldern der Unkalkulierbarkeit und Selbstbestimmung suchen, in denen Wildheit und Wildnis herrschen. Deren herrschaftsfreie Räume werden zum Faszinosum, weil die Massenkultur ihren Sinn und der überspitzte Fortschritt seinen Mehrwert einzubüßen droht.

Der Sentiero della Regina am Westufer des Comer Sees

Rasch wie die Fallschirmjäger hüpfen wir mit unseren Rucksäcken aus dem Sprinti in eine Haltebucht der Staatsstraße über dem Comer See. Romin und Miss Soufie, die uns mit dem „Sprinti“ hierher gefahren haben, müssen die Alpen heute noch ein zweites Mal überqueren, während wir uns dafür drei Wochen Zeit lassen können. Die Nacht im Gestrüpp eines Steinbruchs neben der stark befahrenen Straße ist nicht berauschend, doch es ist die einzige ebene Stelle im steil zum See abfallenden Berghang. Weiter unten schmiegt sich das Bergdorf Cernobbio in den Hang.

Bevor wir ins Gebirge hinaufsteigen, tippeln wir auf dem historischen Handelsweg „Sentiero della Regina“ am Westufer entlang. Auf der vermeintlich ebenen Strecke wollten wir uns vor der Ersteigung des Hauptkamms „Bergbeine“ antrainieren, doch der Weg erweist sich als anstrengender als gedacht und sein Zustand reicht vom mit Hecken überwucherten Pfad bis zur rasant befahrenen Hauptstraße. Zudem steigt er immer wieder in die Berge hinauf, um dann wieder

zu einem Dorf an den See hinunterzuführen. Einmal bequemem wir uns mit einer Seilbahn 650 Höhenmeter hinaufzuschweben, um uns die schweißtreibende Kraxelei zu ersparen. Der Comer See ist ein eiszeitlicher Gletschersee mit einer enormen Tiefe von bis zu 450 Meter. Rings um den See ragen die Berge bis zu 2.400 Meter auf. Deshalb ist der Ausblick vom Höhenweg über den See und auf die Alpen grandios. Baden gehen ist wegen der steinigem Ufer eine spitzig-glitschige Angelegenheit, doch das Wasser ist angenehm warm. In der Dämmerung kriechen wir bereits aus den Schlafsäcken, um die Morgenkühle auszunutzen. Doch die Temperaturen liegen da schon bei 16 °C und ein paar Stunden später durchschreiten wir ein Fluidum von schwülheißer Luft, das sich bis zum Mittag auf 30 °C erwärmt. Dabei umwölken uns die schweren Düfte der Hortensien und vieler anderer blühender Pflanzen. Gegen 13 Uhr zwingt uns die Hitze zur Siesta. Meist verbringen wir diese Zeit am Seeufer oder an einem Bergbach. Um 17 Uhr raffen wir uns wieder auf, um noch ein paar Kilometer Strecke zu machen und um einen schönen Biwakplatz zu suchen. Gute Plätze am See sind rar, denn diese haben sich schon die Erbauer der herrschaftlichen Villen im 19. Jahrhundert gesichert, die sich mit weiträumigen Parks am Seeufer aufreihen. Das Proletariat behauptet wie eh und je seine altangestammten Plätze. Aber auch die Dörfer reichen bis ans Seeufer heran und in ihrem Umkreis ist jede ebene Stelle bebaut. Für uns fahrendes Volk gibt es nur wenige geheime Plätze auf einem schmalen Uferstreifen unterhalb der Straße oder dort, wo die Felswände dicht an den See heranreichen.

Weil wir sehr früh aufstehen, können wir oft den Sonnenaufgang in einem der Cafés am Seeufer ganz für uns genießen. Eben sitzen wir an der Uferpromenade von Menággio in einer Hotelbar und der Hotelier kann gerade noch unser „Dämmert von fern ...“ abwürgen: „Silentio prego – die Gäste schlafen noch!“ Kohlis Vorschlag, für die letzte Etappe die Fähre zu nehmen, findet keinen Widerspruch. Vor einer Wasserwand rasen wir im Tragflügelboot kreuz und quer über den See, sämtliche Stationen anlaufend. Nach einer Stunde erreichen wir Dongo, das ist ein Dorf ziemlich am Ende des Sees. Nach einer Stunde zwingt uns wieder die Mittagshitze zur Rast, diesmal auf einer wie zum Baden geschaffenen Wiese am Seeufer. Wie auf einer Sonnenuhr folgen wir dem Schatten des einzigen Baumes auf der Wiese, um ja nicht in der Sonne zu schmoren. Das Herumlungern macht Langeweile, bis wir uns gegenseitig nerven und einige befürchten, wir könnten wegen der Rast das Fahrtenziel nicht mehr erreichen. Deshalb tippeln wir bei flimmernder Hitze los und erreichen schweißgebadet das Ende des Sees.

Wo Barbarossa auf die Knie ging

Aus den Alpen mündet ein kalter Fluss in den Comer See und unser Weg steigt spürbar an. Immer öfter kommen wir an verfallenden Berghöfen vorbei, die die Landflucht übrig ließ. Viele hat schon der Wald verschlungen und der Wanderer bemerkt sie erst, wenn er die ausgetretenen Pfade

verlässt. Wir sind erstaunt über die vielen Ruinen, die sich im Unterholz verbergen. In einem Netz zerfallender Mäuerchen finden wir am Bergkamm eine einigermaßen ebene Stelle für das Biwak. Das Risotto müssen wir heute im Dunkeln löffeln, denn die Platzsuche hat zu lange gedauert. Aufkommender Regen verwandelt Geschirr und Essen in ein klebriges Durcheinander und dann tasten wir uns durch das knackende Geäst in die Tarps. Die Kühle beschert uns einen bleiernen Schlaf, doch unbegreiflich schnell graut der Morgen und der beginnt mit einem nicht enden wollenden Geschwätz. Von der Feuerstelle her hört man die beschwichtigende Stimme von Stör und das quäkende Keifen eines alten Weibes. Stör ist beim Holz sammeln einer Pilzsammlerin begegnet, die ihm neugierig bis ins Biwak gefolgt ist und die sieht nun das Feuer mitten im Wald. Sie redet gestikulierend in Italienisch auf ihn ein, während er auf Deutsch Beschwichtigungen herunterleiert. Wir warten geduldig in den Schlafsäcken, bis sie fort sein wird. Aber die beiden schwätzen noch eine Weile, dann gibt die Alte auf und entschwindet im Wald. Etwas später, als die Sonne schon durch die Zweige blinzelt, stiefeln wir wieder auf dem schlüpfrigen Pfad den Berg hinunter. Im Tal brüten die stickigen Auwälder des Flusses Mera ihre Fiebersdünste aus.





Abendliche Rast in einem Bergdorf am Fluss Mera. Die Fieberdünste dieser Gegend bleiben glücklicherweise in den Auwäldern zurück.

trocknen die Sachen und die Nase tropft langsam aus. Schließlich schaffen wir sogar noch das Riesenstück Weg bis Chiavenna. Dort gab es schon in grauer Vorzeit einen Knoten von Handelswegen. Später kreuzten sich in dem Städtchen zwei Römerstraßen, die auf verschiedenen Routen über die Alpen führten. Der Wanderweg „Via Regina“

Eben haben wir unsere Sachen auf einer Kiesbank ausgebreitet, als aus der einzigen Wolke am sonst blauen Himmel ein heftiger Platzregen auf uns niederprasselt. Sechs Hände hätte man brauchen können, um die sieben Sachen unter die Bäume zu retten. Dicke Nebel dampfen jetzt aus dem Fluss und die Sonne scheint trotz Regen weiter. Etwas abseits sitzt Indiana Jones auf einem Felsen und das Blut tropft ihm nicht enden wollend aus der Nase. Die Ursache ist ein Rätsel und Kohli überbietet sich mit makabren Diagnosen, die dem Hünen sichtlich Angst einjagen. Allmählich bildet sich auf dem Boden eine kleine Blutlache und die Sache wird uns mulmig. Was, wenn die Blutung nicht stoppt? Wir befinden uns abseits der Straßen in der Pampa und könnten den Riesen unmöglich zum Arzt schaffen, falls er umfiele. In der Aufregung

führt jetzt auf einer der Römerstraßen als „Via-Spluga-Weitwanderweg“ zum Splügenpass. Chiavenna wäre mit seinen grauen Natursteinhäusern und dem Wildbach durch die Stadt ein hübscher, aber unbedeutender Ort, hätte es hier nicht einen folgenschweren Kniefall Kaiser Friedrichs I. vor seinem Vetter Heinrich dem Löwen gegeben. Die Erfolglosigkeit der Geste – Heinrich verweigerte die Teilnahme am Feldzug gegen Norditalien –, wahrscheinlicher jedoch der Gesichtsverlust Barbarossas, führten zur Verbannung des bedeutenden Sachsenherzogs nach England und zur Zerschlagung seiner Besitztümer. In der Konsequenz führte das zur Zersplitterung des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation in einen Flickenteppich kleiner Herrschaften bis hin zur Entstehung Deutschlands als Konföderation.



Biwak am Liro. Auster heizt gut ein, was Kohli klaglos erträgt, sich aber seiner Oberbekleidung entledigt hat (Halstusch bleibt dran). – Kohlis ganz eigene Form dezenter Kritik an solcher Art Brennholzverschwendung.

Lieber zweimal über den „Gotthard“ als einmal über den bösen „Splügen“

Peinvoll ist es, in die Irre zu laufen, weil man den beschwerlichen Weg wieder zurück bis zu letzten Wegmarkierung steigen muss. Einmal warnt uns eine Frau, dass wir falsch sind, und führt uns ein gutes Stück Weg bis zum rechten Pfad. Der windet sich am rauschenden Fluss Liro entlang. Dort gibt es Biwakplätze, wo uns das Feuerholz schier in die Hände springt.

Tace hat heute Geburtstag – das ist ein guter Anlass, um in einem Gasthaus einzukehren. Für Touristen ungewöhnlich



bepackt betreten wir einen alten Gasthof in Campo-dolcino. Unter den gekohlten Balken saßen einst die Säumer zusammen, die „Spediteure“ über die Alpen

in alter Zeit, und erzählten sich ihre Erlebnisse. Das Auftürmen unseres Rucksackgebirges in der Gaststube erregt gebührendes Aufsehen und endlich findet jeder am langen Tisch seinen Platz. Beim Studieren der Speisekarte gibt es lange Gesichter, denn sie ist ausschließlich in Italienisch. Als die Bedienung auch nur italienisch spricht, wird die Bestellung zum „Überraschungsei“. Die Vorspeise verschafft eine Galgenfrist und dann kommt der „point of no return“, an dem sich jeder entscheiden muss. Jeder wählt mit Bedacht, aber nur nach dem Wohlklang der Worte. Beim Auftischen erkennt man die winner und looser am Gesichtsausdruck. Natürlich hilft jeder jedem beim Aufessen und die Fresser kommen wieder einmal voll auf ihre Kosten.



(oben) Rast auf der alten Römerstraße zum Splügen-Pass. Da passt jetzt kein holpernder Carrus mehr zwischendurch und auch keine einzige schwer gerüstete Decurie – auch nicht im Gänsemarsch.



(rechts) Im „Cardinello“, der gefährlichsten Passage über den Splügen-Pass. – Tace *(vorn)* denkt noch einmal mit Wehmut zurück an seine schöne Jugendzeit bei den Bukaniern. 5a schaut auch lieber nach hinten als nach vorn in den grauligen Höllenschlund.

Beim Bergdorf Isola wird der Aufstieg spürbar steiler. Abends sinkt klamme Kaltluft ins Tal und am Morgen erwachen wir unter klitschnassen Tarps. Die Anstrengung erschöpft Körper und Geist und die Rasten mehren sich. Nahe beim Splügenpass fehlt plötzlich die Gitarre. Der Träger rennt zwar sofort zurück, doch die Gitarre ist weg. Leider war die Wanderkarte in der Gitarrenhülle und wir müssen nun den Weg über den Pass ohne Karte finden. Der Trampelpfad pendelt eine Geröllhalde hinauf und im Abgrund darunter klappt Schwindel erregend tief das Val del Cardinello. Oben ragt eine Felswand aus dem Schutt, durch die ein schmaler von Sappeuren gesprengter Steig führt. Die „Cardinello“ genannte Passage war

einst das gefährlichste Wegstück über den Pass. Ihre Abgründe führten den Reisenden Tod und Verderben vor Augen. Eine Lawine riss im Jahr 1800 hundert Soldaten der Armee des Generals Jaques MacDonald in die Tiefe. Dieser überquerte mit 15.000 Mann den Pass bei tobenden Winterstürmen, um Napoleons Truppen gegen Österreich zu verstärken. Die Bedingungen, unter denen die Passage bewältigt werden musste, sind heute nicht mehr vorstellbar. Der Baseler Seidenhändler Andreas Ryff schreibt 1587, er reise lieber zweimal über den St. Gotthard als einmal über den bösen Splügen. Nach dem Felsengang blicken wir über den himmelblauen Monte Spluga Stausee. Eine Bildtafel erinnert dort an das utopische Projekt des italienischen Ingenieurs Pietro Caminada, der hier den Warenhandel auf einer künstlichen Wasserstraße über die Alpen führen wollte. Glimmerschieferfelsen und nasses Hochmoor gleißen im Sonnenlicht und fern steht das Dorf Montespluge

über einer Flussbiegung auf der baumlosen Hochebene. Es mutet an wie eine Siedlung im Grönlandsommer, doch beim Näherkommen verwandelt sie sich in ein typisches Alpendorf. In den Gasthäusern geben sich Busladungen von Touristen buchstäblich die Klinken in die Hände und die Auto- und Motorradfahrer haben bei dem schönen Wetter auf der serpentinreichen Passstraße ihr Eldorado. Unsere Tippelhorte ist heute noch eine zusätzliche Attraktion und alle grüßen uns freundlich im Vorüberbrausen. Ein paar Serpentin über dem Dorf, genau auf der Grenze zwischen Italien und der Schweiz, liegt auf 2.115 Metern Höhe der Splügenpass. Dort pfeift der Wind durch felsiges Grasland und außer einer alten Zollstation gibt es nur Fernblick. Der Pass findet schon im Itinerarium Antonini Augusti (römisches Straßenverzeichnis aus dem 3. Jh. n. Chr.) Erwähnung und ist in der Tabula Peutingeriana (karolingische Abschrift einer römischen Straßenkarte von ca. 375 n. Chr.) verzeichnet. Auf dem Pass werden immer wieder römische Funde gemacht. Nach Norden zu fällt der Hang nach Splügen ab und die Kühe tief unten auf den Almen wirken wie Spielzeugtiere. Auch die Passstraße erscheint wie ein hinuntergeworfenes graues Zickzackband.

Wo der Rhein noch ein Wildfang ist

Ein Militärhubschrauber steigt auf, wohl um nachzusehen, was wir da treiben. Die Rhein-anlieger haben es möglicherweise schon bemerkt, dass wir unsere Füße gewaschen haben, denn die Quellbäche der Umgebung

vereinigen sich hier zum Hinterrhein. Wir müssen uns sputen, denn es ist Samstag und wir wollen den Splügener Supermarkt noch vor Ladenschluss erreichen. Als wir uns in Adlerhöhe über dem Dorf befinden, verkündet Auster, dass er nochmal zurück muss, weil er seinen Geldbeutel verloren hat. Während wir uns den Verlockungen des Supermarkts hingeben, wird Auster von der Grenzpolizei „gefilzt“, wie es sich für einen jungen Herumtreiber gehört. Indes stellen sich die Preise im Supermarkt als horrend heraus. Für ein 200g-Glas Kaffee lohnen wir 18 Euro und die Preise für die übrigen Lebensmittel sind gleichfalls heftig. Das günstigere „Volksbrot“ und die „Volksnutella“ sind bei dieser Preisexplosion kaum tröstlich. Die Tage, in denen ein Cappuccino für einen Euro zu haben war, sind ebenfalls vorüber und wir zahlen ab jetzt das Vierfache. Verfallende Berghöfe und in die Landschaft gekippte Abfälle gibt es jedoch auch nicht mehr und alles strahlt so sauber wie in einer Milka-Werbung. Trotzdem beeinflusst dies unseren Fahrtenrhythmus nicht. Wir entern weiterhin die schönsten Biwakplätze und schüren unsere Feuer, wo es uns gefällt.

Saftig grün leuchten die Almen Graubündens und durch den Talgrund rauscht türkisblau der Rhein. Der Hinterrhein ist noch ein ungezähmter Wildfluss, der ganz selten zur Stromgewinnung in einen Stausee gezwängt ist. Gedankenverloren stapfen wir durch einen Bergwald, als plötzlich ein MG-Lauf aus einem Kettenvorhang hervorlugt. Es ist der Eingang zur Festung Crestawald, die stillgelegt unter dem Berg ruht. Das Bollwerk gegen das faschistische Italien dient jetzt



Auf dem Via-Spluga-Weitwanderweg geht es am Hinterrhein-Stausee entlang. Alles, was man hier reinschmeißt, treibt irgendwann in der Nähe von Neustadt vorbei und an Mainz, Wiesbaden, durch Bonn und Köln ... – Wow.

musealen Zwecken. Vielleicht täuscht es aber auch nur eine Friedfertigkeit vor und kann in Konfliktfällen reaktiviert werden. Kernstück der unterirdischen Bunkerlabyrinth sind zwei Schiffsgeschütze, die bis zum Splügen- und San Bernadinopass schießen können. Ein paar Kilometer weiter leiten nicht enden wollende Galerien von Metallgitterrosten über Abgründe. Nach dem kilometerlangen Geklapper führt der Pfad steil in die Rofflaschlucht hinunter und führt dort zwischen Felswänden, Felsblöcken und verstürzten Kiefern hindurch am tosenden Rhein entlang. Uns umgibt eine Szenerie wie in Wilderer-Romanen, nur Jäger und Büchenschuss fehlen noch. Die Mittagshitze lässt sich im Schatten der Rofflaschlucht gut aushalten. Unter dem Schirm hoher Fichten spielen wir Karten und baden in den Kolken, die der Rhein ausgeschliffen hat. Als Auster im Glitzern des Ufersandes feinste Goldflimmer entdeckt, bricht das Goldfieber aus. Die Ausbeute ist zwar mäßig, doch es macht Spaß, über die Felsen im Fluss zu springen, um immer neue



Abendessen vor dem Supermarkt in Splügen. Das wäre also geschafft und es sind auch noch alle mit dabei. Da kann es also weitergehen mit einer Jugend bei den Bukaniern und Skalden.

Goldgründe zu finden. Tags darauf erreichen wir das Dorf Andeer, das mit seinen 900 Einwohnern als bevölkerungsstark gilt. Es ist steinalt und an seiner Stelle lag schon das römische Etappenlager Lapidarium. Ein Viertel der Einwohner spricht noch Sutselvisch, einen bündnerromanischen Dialekt. Lange wird es die seltene Mundart nicht mehr geben, denn sie ist im Begriff, von der deutschen Sprache verdrängt zu werden.



Arbeiterdenkmal zum Gedenken an den Bau des Hinterrhein-Stausees. – Aber warum nur einer? Mit mehreren sieht das besser aus, wie hier gleich mal gezeigt wird.

Viamala – der böse Weg

Das nächste Dorf Zillis hütet einen Kunstschatz von Weltrang. Die Dorfkirche birgt die einzige vollständig erhaltene mittelalterliche Bilderdecke Europas. Auf die 153 Kassetten der 10 mal 20 Meter großen Holzdecke sind biblische Szenen und dämonische Fabeltiere gemalt. Im Mittelalter waren solche Bilderdecken häufig, doch diese ist die einzige, die den Bilderstürmen der Reformationszeit entging. Ein kleines Museum im Gemeindehaus erklärt die Bedeutung des Kunstwerks und die Furcht der Reisenden vor der nahe gelegenen Viamala-Schlucht. Viamala bedeutet böser Weg, da nach damaliger Auffassung in ihren Schlünden Geister, Dämonen und womöglich noch Schlimmeres

hausten. Darum wurden vor solchen Passagen Kapellen errichtet, um das Böse zu bannen und damit die Menschen vor der Reise Schutz erleben konnten. Spätestens seit der Römerzeit wurden hier Heiligtümer eingerichtet. Nicht weit von der Kirche gruben Kinder beim Spielen in einer Höhle Menschenknochen aus. Archäologen identifizierten sie als Kulthöhle, denn sie enthielt das Skelett eines gepfählten Mannes und Opfermünzen römischer Legionäre. Der Wanderweg führt nur ein Stück weit durch die Viamala-Schlucht und umgeht die damals übliche gefährliche Passage auf einer Straße. Von dort kann man auf einer sicheren Treppe in die Gefahrenzone hinabsteigen. Ein Heimatforscher

bezeichnet die Viamala als gellenden Schrei mit hallendem Echo. Unergründlich tief und unwahrscheinlich steil stürzen die Felswände ins Bodenlose. Nach einem kurzen Unterbruch folgt noch ein zweiter, gedehnter Schluchtabschnitt. In der Tiefe gähnt die Öffnung des sogenannten „verlorenen Lochs“, das ist ein vom Rhein ausgeschliffener Strudeltopf, der wie der Einstieg einer Wendeltreppe aussieht.

Der ehemalige Saumpfad ist nur noch in Abschnitten erhalten. Er führte über Holzstege und ausgehauene Passagen durch den engen Schluchtspalt. Die Felswände stürzen über 300 Meter tief in einen scheinbar endlosen Abgrund. Nur hin und wieder leuchtet türkisblau der Fluss herauf. Wir wollen ergründen, wie es da unten aussieht, und steigen die Treppe in die Klamm hinab. In die Felswände sind weitere Strudeltopfe geschliffen und



Das „Verlorene Loch“, in der Viamala-Schlucht. – Erinnert irgendwie an Henry Moors „Two Large Forms“ vor dem alten Kanzlerbungalow in Bonn. (Die sind wohl nicht den Rhein runtergetrieben?)

auf Tafeln stehen Schauergeschichten zu lesen. Ritter Kuno von der Burg Hoch Rialt raubte die Braut von einer Hochzeitsgesellschaft, um das Recht der ersten Nacht von ihr einzufordern. Daraufhin erstürmten die aufgebrachten Bauern die Burg und trieben den Ritter samt Ross in die Schlucht. Ein Packpferd mit der Kriegskasse des erwähnten Generals McDonald stürzte hier ebenfalls in den Abgrund. Pferd und Schatz sollen in einer unzugänglichen Gletschermühle liegen. Für Gänsehaut sorgen die alltäglichen Katastrophen: Ein Priester ermordete das von ihm geschwängerte „Mensch“ mit zahlreichen Messerstichen und warf ihre Leiche in die Schlucht. Im Jahr 1915 reichte ein junger Soldat seinem auf dem Wagenbock sitzenden Kameraden die Zigarre, rief „ciao“ und sprang in die Tiefe. Das Pferd eines Polizeiwachtmeisters wurde von einem Wagenrad gestreift, worauf sich das Tier aufbäumte und mitsamt dem Reiter in

die Schlucht sprang. Eine junge Mutter raste mit dem Fahrrad und ihrem Kind den Schluchtweg hinab. In einer scharfen Kurve wurde sie vor den Augen des Kindes in die Tiefe geschleudert. Tragisch war auch das Ende eines jungen Mannes, der seinen Kameraden über der

Schlucht waghalsige Turnübungen vorführen wollte. Zuerst verlor er das Gleichgewicht und dann sein Leben. Trotz intensiver Suche gab die Viamala ihre Opfer nicht wieder frei. Auf der untersten Ebene führen Tunnel und Galerien über den engen Spalt, in dem der Rhein fließt. Flächen, auf denen das Sonnenlicht den Wasserspiegel benetzt, leuchten neongrün auf und erhellen den Schluchtspalt mit diffusem Licht. Aus der Tiefe gesehen wirkt die Schlucht wie ein Riss, an dem das Gebirge in zwei Teile zerbrach. Zwei alte Steinbogenbrücken, über die noch immer die Straße führt, scheinen die Schluchtwände wie Klammern zusammenzuhalten.

Die beiden alten Steinbogenbrücken verklammern nicht wirklich die Wände der Viamala-Schlucht miteinander. Das scheint nur so, hält aber trotzdem.



Wir steigen wieder zur Straße hinauf und besichtigen bei den Brücken zwei Sprengkammern, in denen sich Bildtafeln und Erklärungen zur Viamala befinden. Der Via-Spluga-Wanderweg führt noch ein paar Kilometer am Schluchtrand entlang bis zum Dorf Thusis und endet dort. In Thusis beginnt die Albulalinie der Rätischen Schmalspurbahn nach St. Moritz. Sie führt über 144 Brücken und durch 42 Tunnel durch alpines Terrain und gilt als eine der spektakulärsten Eisenbahnstrecken der Welt.

Vom Unwesen der Sarazenen und von der Verfolgung eines Räuberhauptmanns

Wir fahren nicht mit der Rätischen Bahn ins Winterquartier der Haute-Volée, sondern tippeln durch das Domleschg nach Chur. Das Tal entwickelte sich wegen seiner Durchgangslage zu drei Alpenpässen zu einer der burgenreichsten Regionen der Schweiz. Über den Wildfluss Albula wandern wir in einen weiten Talkessel. Insgesamt stehen 13 Burgen auf den Hängen. Ihre Historie ist gut erforscht und die Liebhaber von Fehden und Rittergeschichten kommen voll auf ihre Kosten. Burg Ehrenfels ist für Jugendbewegte interessant, denn sie wurde in den 1930er Jahren nach deutschem Vorbild zur Jugendburg ausgebaut und soll noch als Jugendherberge in Betrieb sein. Die Burgen wären in ca. viereinhalb Stunden auf einem Burgenpfad zu erreichen gewesen, doch keiner will sich zu dem Umweg bewegen lassen. Stattdessen



Mit Trampen is hier nix, aber wichtig ist auch nur der wohltuende Schatten unter der Straßenbrücke. Coole Wirtschaftstypen würden gleich wieder von einer „Win-Win-Situation“ reden.

durchwandern wir das Domleschg rasch auf ebener Strecke und werfen nur noch vom Bergabsturz bei Feldis einen letzten Blick über das Tal nach Reichenau, wo sich im Hitzedunst Hinterrhein und Vorderrhein zum Rhein vereinigen. Dann tippeln wir nach Domat und nehmen für das letzte Stück nach Chur den Zug.

Chur ist die älteste Stadt der Schweiz. Erste Siedlungsspuren datieren in die Jungsteinzeit. Chur leitet sich aus dem Keltischen „kora“ ab, was Sippe oder Stamm bedeutet. Historiker vermuten, dass Churia Raetorum einmal Hauptstadt der römischen Provinz Raetia prima war. In der Völkerwanderungszeit wurde Chur zum nördlichsten Vorposten des Ostgotischen Reichs und im 4. Jh. entstand dort das erste Bistum nördlich der Alpen. Im Dom wird ein Messgewand aufbewahrt, das



lange Zeit Rätsel aufgab. Neben christlichen Motiven sind Stoffbahnen mit den arabischen Schriftzügen „Sultan Al Malik-an Nasir“ eingenäht. Es ist weithin unbekannt, dass im 10. Jh. spanische Sarazenen die Alpenregion unsicher machten. König Hugo I. hatte sie ins Land geholt, um Markgraf

Berengar II. abzuwehren, der ihm die Herrschaft über Italien streitig machen wollte. Die Sarazenen sollten die Alpenpässe besetzen, um das Vorrücken Berengars nach Süden zu verhindern. Als Gegenleistung gestattete er ihnen Reisende und Pilger mit Abgaben zu belegen. Der Plan geriet außer Kontrolle, als die Araber sich nicht auf dieses Zugeständnis beschränkten, sondern mit Plünderungen begannen, die sie bis St. Gallen ausdehnten. Erst 980 gelang es unter großen Schwierigkeiten, sie aus dem Alpenraum zu vertreiben. Wir erleben Chur als hübsche, geschäftige Stadt, die für uns leider zu teuer ist. In der Fußgängerzone machen wir Bekanntschaft mit einem Antiquitätenhändler, der gerade dabei ist, sein Geschäft aufzulösen. Ein Anflug von Sympathie veranlasst ihn uns seine Antiquitäten zu zeigen. Besonders am Herzen liegen ihm zwei geschmiedete Schießscheiben, in denen durch ein Uhrwerk bewegliche Ziele in Gang gesetzt werden. Neben griechischen Ikonen zeigt er

uns seine Sammlung von handgeschriebenen und -gemalten koptischen Büchern. Solche Kostbarkeiten können wir uns natürlich nicht leisten. Dennoch schenkt er uns einige hübsche Dinge, wie eine alte Tabakpfeife mit einem Totenkopf und eine große chinesische Medaille. In einer düsteren Gasse der Altstadt entdecken wir ein Plakat mit dem Hinweis auf eine Gefängniszelle, in der der deutsche Räuberhauptmann Jakob Reinhard einsaß. Vor der Auslieferung an die Württemberger Polizei gelang ihm daraus seine letzte Flucht. Jakob Reinhard war unter dem Spitznamen „Hannikel“ berüchtigt. Mit seinen Raubzügen versetzte er seit den 1770er Jahren die Bürger Württembergs in Schrecken. Freches Auftreten und seine raffinierten Winkelzüge gegen die Behörden brachten ihm auch heimliche Sympathien ein. Nach einer spektakulären Verfolgungsjagd durch die Alpen endete sein Leben 1786 am Galgen.

Tage mit Blitz und Donner

Als wir Chur verlassen, türmen sich Haufenwolken zu einem „Gewitteramboss“ auf und uns erfasst jene Unruhe, rasch ein sicheres Unterkommen finden zu wollen. Doch das ist hier nicht möglich, denn wir befinden uns im dicht besiedelten Gebiet, aus dem wir erst einmal hinauskommen müssen. Hinter der Calanda-Brauerei lockert die Besiedlung etwas auf und nach zwei Stunden kommen wir in eine unbewohnte Gegend. Vor uns erhebt sich der wilde Calanda-Gebirgsstock, in den seit kurzem sogar eine Wolfsfamilie eingewandert ist. Wir ersteigen eine Klippe, an deren Fuß

sich der Rhein in heftigen Strudeln bricht. Per Zufall finden wir in der Steillage einen ebenen Riegel zum Aufbau der Tarps. Das ist ein großes Glück, denn eben wälzen sich die ersten Ausläufer des befürchteten Gewitters heran. Aus der Ebene steigen nun ständig Hubschrauber auf, scheinbar um in Not geratene Bergsteiger zu retten. Das Biwak steht gut getarnt im dichten Unterholz und in der Nähe fließt sogar ein kleiner Bach. Jetzt drängt sich die hungrige Meute um das Kochfeuer. Knappe Anweisungen der Köche und das Brechen von Feuerholz schallen durch den Wald. „Vorsicht mit dem Rauch, damit uns die Hubschrauber nicht sehen!“ Der Regen wird stärker, doch bis er das dichte Blätterdach durchdringt, liegen wir bereits gemütlich unter den Tarps in unseren Schlafsäcken.

Am Morgen müssen wir noch ein steiles Stück bergauf kraxeln, bis wir die Klippe überstiegen haben. Wir besichtigen die Burg-ruine Neuenburg, die wie ein Schwalbennest über dem Rheintal klebt. Weiter unten sehen wir in eine Bergwand getriebene Kavernen, in denen Erdöllager für Krisenzeiten angelegt werden sollten. Das Projekt löste heftige Proteste wegen einer möglichen Verseuchung des Rheinwassers aus, das bekanntlich bis in den süddeutschen Raum als Trinkwasser genutzt wird. Wir bekommen zu spüren, dass der Calanda auch für den Bergbau interessant ist. Unser Wanderweg ist plötzlich gesperrt, weil ein Zementwerk den Hang ausbeutet und wir müssen den Abschnitt auf beschwerlichen Pfaden umgehen. Sogar Goldfunde machten hier von sich reden. 1803 entdeckte ein Schlossermeister in einem auf sein Grundstück gestürzten Felsbrocken einen Goldklumpen.

Rasch gründeten Einheimische eine Bergwerksgesellschaft. Diese beutete die Goldader jedoch so unfachmännisch aus, dass sie 1909 den Betrieb einstellen musste. 1960 fand auf dem Gelände ein Strahler (Mineraliensammler) eine weitere Goldstufe. Die Goldgewinnung wurde jedoch nicht wieder aufgenommen und stattdessen ein Strahlungsverbot verfügt (Verbot des Mineraliensammelns). Bei Untervaz wechseln wir auf die rechte Rheinseite. Wir sehen die Auswirkungen des Zementwerks, das den türkisblauen Fluss in eine graue Brühe verwandelt. Schade, dass sich die Rhein-anlieger diese Sauerei gefallen lassen. Unser Weg führt jetzt durch Wiesen und Weinberge. Auf den Hügeln leuchten die Weinorte Landquart, Malans und Jenins im honigfarbenen Sonnenlicht. Die Idylle trägt, denn schon wieder droht eine Gewitterwalze am Himmel. Glücklicherweise bricht das Unwetter erst herein, als wir in Marienfeld ein Second-Hand-Kaufhaus betreten. Unter verstaubten Büchern findet sich ein Exemplar des Romans Via Mala des Schriftstellers John Knittel, der in Marienfeld lebte. Mit der Viamala-Schlucht hat der Roman nichts zu tun, der Titel deutet vielmehr den abgründigen Lebensweg des Sägemüllers Jonas Lauretz an, der in der winterlichen Langeweile des Gebirges zum Säufer und Gewalttäter wird. Das Stöbern im Krimskrams lohnt sich, denn wir überstehen kurzweilig das Gewitter und jeder findet etwas Brauchbares. Am Abend braten wir im zugigen Schotterbett eines Wildbachs Steaks im Hordentopfdeckel und duschen unter einem Wasserfall.

Morgens wandern wir den Rheindamm entlang, der uns durch einen endlosen Wald-tunnel durch die Auwälder führt. Unterhalb des

Damms dehnen sich Tümpel und wirres Unterholz aus. Wie immer, wenn Kohli einen guten Platz wittert, verschwindet er für eine Weile im Wald und taucht dann aus einer ganz anderen Richtung wieder auf. Diesmal führt er uns zu einer Wiese an einem Waldrand, bei der eine Quelle aus einem Felsen sprudelt. Gegenüber dem Auwald ist die Gegend wunderbar offen und jenseits der Wiese erhebt sich ein lang gestreckter Berg- hang. Hier bleiben wir! Sofort startet die Abkocherei und bald macht der Kaffeetopf die Runde. Der Nachmittag verrinnt beim Kaffeetrinken, Kuchenessen, Bücherlesen und Spielen. An- derntags passieren wir bei Balzers die Grenze nach Liechtenstein. Im ersten Jh. n. Chr. führte die Römerstraße von Mailand nach Bregenz hier vorbei. Auf ihr verläuft jetzt ein Waldweg, der uns geradewegs in die Hauptstadt Vaduz führt. In dieser Stadt gibt es für uns nichts Bemerkenswertes; sie ist wohl eher für reiche Touristen ausgestattet als für Wanderer. Deshalb lassen wir uns von einem Linienbus bald wieder ins Gebirge hinauffahren, um den Einstieg in die geheimnisvolle Saminaschlucht zu suchen.



(oben) In aller Herrgottsfrühe lungern Bukanier und Skalden mit knurrenden Mägen vor dem verschlossenen Supermarkt herum. Früher waren Bukanier und Skalden nicht so zurückhaltend.

(unten) Endlich in einer supernetten Kebab- Kneipe in Vaduz; Kohli hadert mit sich selbst: Soll ich ihnen eine Runde spendieren oder nicht? Eigentlich ist vom Magenknurren auch nur noch ganz wenig zu hören. – Fast nichts.

Ein vergessenes Tal

Auf 1.300 Metern Höhe, unterhalb der Ortschaft Steg, finden wir den Weg in die Saminaschlucht. Das Tal ist gänzlich unbe- wohnt und es umfasst einschließlich seiner Nebentäler ca. Zweidrittel des Staatsgebiets

von Liechtenstein. Gegenüber dem sonnigen Vaduz hängen Regenwolken über dem Tal. Wir tippeln auf dem Talrand über Almen und durch Kiefernwälder. Unten in der Schlucht rauscht die Samina. An einem Waldrand hören wir ein leises Donnernrollen, dann herrscht eine Weile bedrückende Stille.



So sieht es also ganz überwiegend in Liechtenstein aus. – Keine Bank weit und breit, noch nicht mal eine zum gemütlichen Ausruhen. Was ist da nicht alles in den Zeitungen geschrieben worden.

Plötzlich zerreißt ein Donnerkrachen die Luft und eisiger Platzregen peitscht auf uns nieder. Eilends bauen wir auf einer ebenen Stelle die Tarps auf, doch bis jeder seine Planen, Heringe und Verspannungsschnüre aus dem Rucksack gekramt hat, sind wir ziemlich geduscht. Als wir endlich unter den Tarps im Trockenen liegen, ist das Unwetter fast schon vorbei. Der Regen hat uns ziemlich erwischt und es bleibt uns nichts übrig, als im Wald ein Feuer zu machen, um die Sachen zu trocknen. Als es dunkel wird und am klaren Nachthimmel Millionen Sterne funkeln, wird es schließlich doch noch schön. Am besten ist der süße Milchreis, den wir in wieder trockenen Kleidern verzehren können.



Trockene Kleider und süßer Milchreis, gleich wird es auch noch dunkel und dann am klaren Nachthimmel: Millionen Sterne funkeln. – Das volle Programm. – Wow!

Das Tal entpuppt sich als eine der herrlichsten Gegenden auf dieser Fahrt. Die wilde Samina rauscht zwischen Schotterbänken und hohen Felswänden hindurch, in denen sich hin und wieder schwarze Höhlenschlünde auftun. Der Roman „Die Höhlenkinder“ könnte sich auch hier abgespielt haben. *(Die Höhlenkinder ist eine Jugendbuchtrilogie von Alois Theodor Sonnleitner. Schauplatz ist das Tote Gebirge in Österreich.)*

Am Morgen lacht uns wieder die Sonne und am Mittag entspinnt sich während einer Rast die leidenschaftlich geführte Diskussion, ob wir noch eine Nacht hierbleiben sollen. Dabei behält zunächst der Leistungsgedanke die Oberhand und die meisten wollen am liebsten zum Bodensee „rennen“, bloß um ans Ziel zu gelangen. Muße wird mit Langeweile assoziiert und kaum

einer begreift, dass das eigentliche Ziel einer Fahrt der gemeinsame Weg ist. Nach einigem Hin und Her lässt sich dann doch eine Mehrheit zum Bleiben erweichen. Ein kleiner Trupp begibt sich darauf auf den Weg, um den Flusslauf zu erkunden und um eine Höhle zu finden, die anderen lesen, trinken Kaffee und faulenzten. Später sitzen alle unter den weit ausladenden Ästen einer alten Buche und lauschen Kohlis Lesung aus William Goldings Roman „Der Herr der Fliegen“. Störs Befürchtung, dass uns auf der Fahrt der Gesprächsstoff ausgeht, tritt auch hier nicht ein. Wie am Vorabend wölbt sich dann wieder der weite Sternenhimmel über die Schlucht und wir schlafen rings um das Lagerfeuer liegend ein.

Die Saminaschlucht ist wirklich sehr romantisch, aber das mit der Schotterbank in Liechtenstein hatten sich Bukanier und Skalden eigentlich anders vorgestellt. – In der Rofflaschlucht, bei den Schweizern, da lag das Gold nur so rum am Hinterrhein. Aber Fürst Hans Adam ist wohl ein sparsamer Mann und Liechtenstein hat ja noch viel weniger Einwohner als Neustadt. Wo soll's denn herkommen?



Anderntags führt uns der schmale Bergpfad über die Grenze nach Österreich und in das Städtchen Frastanz. Dort sind wir wieder in der Eurozone und froh über die günstigen Preise. Die Samina mündet bei Frastanz in die Ill. Während der Schwabenkriege trafen 1499 an der Stelle 8.000 Ritter des Schwäbischen Bundes auf 9.000 Kämpfer der Eidgenossen zur Entscheidungsschlacht aufeinander. Die gewagte Strategie des Volkshelden Heini Wolleb ging auf und der Schwäbische Bund verlor 3000:11 Tote.

Im Einzugsgebiet des Bodensees

Aus dem Taleinschnitt der Ill tippeln wir nach Göfis hinauf und dann durch eine sumpfreiche Gegend bis nach Tufers. Dort richten wir auf einer Anhöhe, im Unterholz eines Fichtenwaldes unser Lager ein. Bis in die Dunkelheit hinein braten wir Steaks und bemerken zu spät, dass wir uns in der Brutstätte einer Schnakeninvasion niedergelassen haben. Das Gesirre in der Nacht treibt uns schier in den Wahnsinn und die Attacken der Biester bleiben nicht ohne Folgen. Anderntags erregt ein eigentümlicher Friedhof unsere Aufmerksamkeit. Zuerst fallen uns die in Reih und Glied stehenden stets gleichen Holzkreuze auf. Die Architektur der Gebäude wirkt eher städtisch als in diese ländliche Gegend gehörend. Bei näherem Besehen entdecken wir russische Soldatengräber und ein russisches Kriegerdenkmal. Vorbeikommende Wanderer erklären uns,

dass auf dem Friedhof die Patienten der Landesirrenanstalt, die Nonnen eines ehemaligen Klosters und russische Kriegsgefangene bestattet liegen. Auch stellt sich heraus, dass der Friedhof eine herausragende Architektur besitzt. Die im neugotischen Stil erbaute Friedhofskapelle mit Arkadengängen wurde von dem berühmten Wiener Architekten und Dombaumeister Friedrich von Schmidt geschaffen. Von ihm stammen u. a. die Pläne des Wiener Rathauses. Das Wandern durch die freie Natur findet in Rankweil sein Ende und wir gelangen nun in das bevölkerungsreiche Einzugsgebiet des Bodensees. Wir folgen immer noch dem Rhein, der seit unserer ersten Begegnung reichlich trübe geworden ist. Aber immer noch reich an Schwällen rauscht er durch sein kantiges Schotterbett dem Bodensee zu. In der Niederung ist das Klima deutlich drückender als im Gebirge, deshalb kommt uns der als Naturbad genutzte Wildbach Frutz sehr gelegen. Bei Sulz lassen sich ganze Familien auf seinen Schotterbänken zum Baden nieder. Wir erfreuen uns ebenfalls an dem Badespaß und an den hübschen Mädchen, die an uns vorüberflänieren. Leider bereitet dem ein Gewitter ein abruptes Ende und jagt das ganze Badevolk mit Blitz und Donner davon. Ein Dorf geht nun ins nächste über und wir haben unsere liebe Not, ein ruhiges Plätzchen für das Biwak zu finden. Auf einem zuckerhutförmigen Hügel über dem Weindorf Klaus sehen wir ein weißes Lourdes-Kapellchen in der Abendsonne leuchten. Dort finden wir

mitten im Dorf eine Wiese mit angrenzendem Wald und sind, obgleich mitten im Dorf, auf der Spitze des „Zuckerhuts“ ganz für uns. Die erhabene Position erweist sich in einem abends aufziehenden Gewitter als nicht ganz ungefährlich und als wir auch dieses überstanden haben, tippeln wir am folgenden Tag über die Dörfer Götzis und Altach nach Hohenems. Im Palast von Hohenems wurde im 18. Jh. das bis dahin verschollene Nibelungenlied wiederentdeckt. Das Schloss ist für uns eine besondere Sehenswürdigkeit, da wir auf unserer Großfahrt 2012 den Spuren des Nibelungenliedes folgten und uns mit dem Thema intensiv befasst haben.

Dornbirn ist mit 46.000 Einwohnern die bevölkerungsreichste Stadt Vorarlbergs. Der Fluss Dornbirner Ach fließt bereits dem nur noch 10 Kilometer entfernt liegenden Bodensee zu. Trotzdem legen wir noch eine Übernachtung ein, denn Lagern und Zelten wird in Bregenz streng verfolgt. Im nördlichsten Stadtteil Haselstauden sehen wir Leute an der Kirche zusammenströmen. Schon die ganze Fahrt über wollten wir an einem Gottesdienst teilnehmen und wännen nun die Gelegenheit. Als wir im Kirchgarten die Rucksäcke absetzen, werden wir mit abweisenden Blicken beobachtet. Auf unsere Frage bezüglich einer Teilnahme am Gottesdienst erhalten wir eine abweisende Antwort. Etwas irritiert treten wir trotzdem durchs Kirchenportal und blicken in einen offenen Sarg, der am Altar aufgestellt ist. Peinlichst berührt verlassen wir das Terrain und tippeln noch bis Schwarzach.

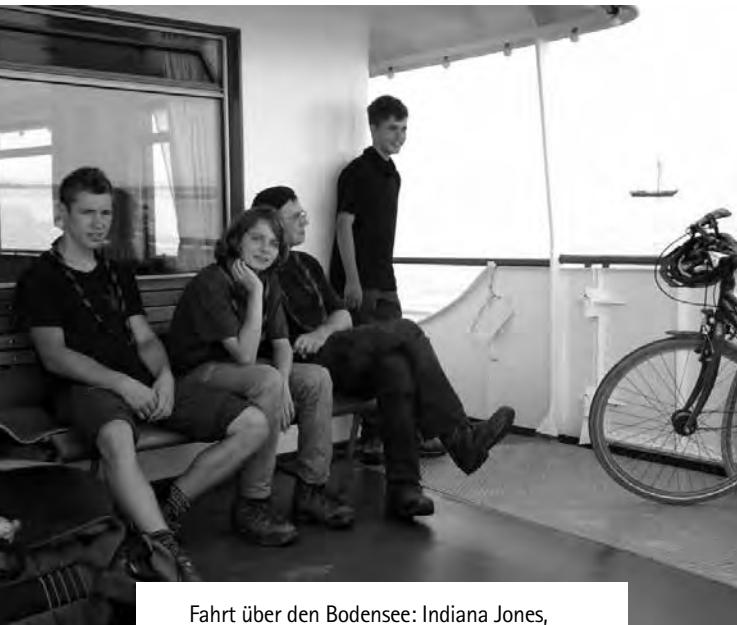
Dort kampieren wir in einem Wald oberhalb des Dorfes.

Endlich am Bodensee!

Eine Straßenbrücke führt uns über die Bregenzerach in die Stadt Bregenz und wir freuen uns, dass wir die Alpenüberquerung geschafft haben. Im Jahre 15 gründeten die Römer Brigantium als Handels- und Hafenstadt. Damals waren Reisen und Gütertransporte auf Flüssen und Seen besser zu bewältigen als auf dem Landweg. Den Stadtnamen entlehnten die Römer vom Keltenstamm der Brigantiner, die im Raum Vorarlberg siedelten. Heute ist Bregenz die Hauptstadt von Vorarlberg. Wir laufen die ganze Stadt nach Sehenswürdigkeiten und Schnäppchen ab, doch wir finden nichts, was uns anspricht. Darum setzen wir am frühen Nachmittag mit dem Schiff nach Konstanz über. Die dreistündige Überfahrt gibt uns einen Eindruck von der Größe des Bodensees. Er ist der größte, tiefste und wasserreichste See Deutschlands und der drittgrößte See Europas. Eigentlich ist der Bodensee ein großes Seengebiet, das aus mehreren zusammenhängenden Seen besteht. Seine Anrainerstaaten sind Deutschland, Österreich und die Schweiz. Namensgebend für den Bodensee war das Dorf Bodman, das einst wegen seiner Kaiserpfalz große Bedeutung besaß. Die Landschaften und historischen Ereignisse rund um den Bodensee sind vielfältig und machen das Gebiet nicht nur als Fahrtengebiet interessant.

Wohlleben in Konstanz, bei dem ein Fahrteteilnehmer verschwindet

Am lauen Sommerabend läuft unser Schiff in den Hafen von Konstanz ein. Die Stadt platzt aus allen Nähten, denn es ist Stadtfest und in Baden-Württemberg beginnen die Sommerferien. Überall sind Menschen, Märkte und Musik und aus den Buden



Fahrt über den Bodensee: Indiana Jones, Nulla, Kohli und Rem. – Die anderen stöbern inzwischen wohl ein wenig in der Kombüse herum. So ein kleiner Snack kommt nämlich nie zur falschen Zeit.

strömen die herrlichsten Bratendüfte. Wir schieben uns durch die Menschenmengen im Stadtzentrum. In einem ruhigen Viertel beraten wir die Lage, denn wir haben Hunger, wir brauchen eine Bleibe und wir wollen natürlich aufs Stadtfest. Nachdem das erste Hängerchen gestillt ist, versuchen

wir in einem Pfarrhaus Asyl zu erhalten, doch der Pfarrer befindet sich im Ruhestand. Kurzerhand beschließen wir im Kirchengarten zu nächtigen. Als Schlafplatz wählen wir den Stammfuß eines riesigen Mammutbaums. Zwei Teilnehmer, die sich wegen Durchfall nicht in die Stadt trauen, passen aufs Gepäck auf, die anderen stürzen sich ins Getümmel. Auf einem mit unzähligen Teelichtern illuminierten Platz sitzen Studentinnen und Studenten um einen Pianisten, der auf einem Flügel Variationen vorspielt. Die Tastatur leuchtet lichtblau und auch wir lauschen der Musik, bis sie endet. Im Stadtzentrum geht es lebhafter her, denn dort rockt eine Punk-Band ab und wir beteiligen uns am Pogo. Ab und zu sehen wir nach den Gepäckwachen, doch die sind sehr damit beschäftigt, das Kirchengelände zu verminen. Kurz nach Mitternacht treffen alle beim Mammutbaum für die Nachtruhe ein – fast alle! Doch rings um die Kirche tut sich noch allerhand, weshalb

es mit dem Schlafen schwierig ist. Bereits bei unserer Ankunft lag ein Penner hinter einer Hecke und nur eine Straßenbreite von ihm entfernt steht die Polizeistation, zu der unablässig Polizeiautos hin- und wieder wegfahren. Auf dem Platz vor der Kirche zerschmeißen Jugendliche gröhrend Flaschen auf dem Plattenbelag. In unseren Kopfkinos spielen wilde Szenen, tatsächlich bleiben wir von alledem unbehelligt.

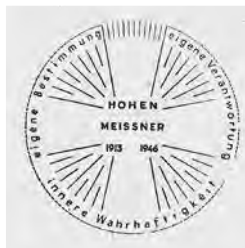
Als mit der Morgenkühle endlich Ruhe einkehrt, vermissen wir 5a und der taucht bis zum Ende der Fahrt nicht wieder auf. Angeblich habe er sich mit einer Gruppe Studenten in deren Bude abgesetzt. Die Ungewissheit versetzt uns einen dumpfen Schlag ins Gemeinschaftskontor, doch als 5a bis Tagesanbruch nicht auftaucht, finden wir uns damit ab. Wir verlagern unseren Standort ans Kreuzlinger Bodenseeufer. Kreuzlingen liegt in der Schweiz, bildet jedoch mit dem Stadtgebiet von Konstanz eine Einheit. Nur die Zollstation und der Schweizer Franken machen spürbar, dass in Kreuzlingen etwas anders ist. Das Bodenseeufer bildet den Rand eines weiträumigen Landschaftsparks. Tag und Nacht sind dort Menschen unterwegs und besonders nachts finden intensive Polizeikontrollen statt. Wir bemühen uns, keine Aufmerksamkeit zu erregen, und das gelingt uns auch. Das Wasser des Sees ist glasklar und ungewöhnlich warm. Es macht großen Spaß, darin zu baden, und einige verzichten deshalb sogar darauf, an den Exkursionen nach Konstanz teilzunehmen. Also haben wir stets freiwillige Gepäckaufpasser, wenn wir ins Stadtzentrum losziehen. Konstanz besitzt eine interessante Vielfalt an Geschäften und hat auch kulturell einiges zu bieten. Die Altstadt ist vorzüglich erhalten, da Konstanz von Kriegsschäden verschont blieb. Lediglich der Eisenbahnbau und die Gewerbefreiheit in Baden führten zum Abriss der Stadtmauer



Am Ende der Fahrt – auf dem Konstanzer Bahnhof – werden endlich wieder für normales Geld die gewohnt normalen euro-europäischen Portionen serviert. So unterbleiben dann auch gleich die unpassenden Lautäußerungen mancher Leute Bauchorgane. – Alles ist gut!

infolge des Bevölkerungswachstums im 19. Jh. Diese Veränderung war nur äußerlich und die historische Bausubstanz im Stadtinneren blieb unangetastet. Wir genießen das schöne Wetter und nutzen jede Möglichkeit in den Cafés zum Draußensitzen. Das herausragendste Gebäude ist der Dom. Vom Turm haben wir herrliche Ausblicke über die Stadt. Den letzten Abend in Konstanz lassen wir mit einem großartigen Klangerlebnis ausklingen. Wir besuchen im Dom das Orgelkonzert „Rejoice in the Lamb“ von Benjamin Britten, inszeniert vom Choir of Trinity College Cambridge.

Leider müssen wir wegen einer Panne des Sprinti unser traditionelles Fahrtenabschlussessen canceln. Kurz entschlossen springen wir in den nächsten Zug nach Karlsruhe und kommen so trotzdem noch pünktlich nach Hause.



Wie ich zum Meißnertreffen 1946 gekommen bin

von Alfons Schmalstieg

„Der Hohe Meißner 1946 – gesamtdeutscher Traum und ein Freideutsches Jugendtreffen“ – Unter dieser Überschrift war in ZEITUNG 2/2011 und dann noch einmal in STICHWORT 197 (2013) ein Artikel von Arno Klönne veröffentlicht worden, der sich mit der völlig in Vergessenheit geratenen ‚Begegnung der Jungen Generation Deutschlands‘ am 12. und 13. Oktober 1946 auf dem Hohen Meißner befasst. Arno Klönne schildert in seinem Text die besondere Bedeutung, die diese ‚Begegnung‘ als ein Versuch erlangte, nach den vielfältigen Zerstörungen der NS-Diktatur und des Zweiten Weltkrieges zu einer neuen deutschen Einheit im Inneren und zu einem friedlichen Anschluss Deutschlands an Europa und die Welt zu gelangen. Der Autor des nachfolgenden Berichts hat den Artikel Arno Klönnes im STICHWORT gelesen und darauf mit der Schilderung des eigenen Erlebens reagiert.

Das zweite große Meißner-Treffen nach dem Zweiten Weltkrieg fand 1963 am Ort des „Ersten freideutschen Jugendtages“ von 1913 statt, auf der Hausener Hute. TeilnehmerInnen kamen aus allen jugendbewegten Generationen. In den Reden der Älteren und der Jungen wurde das Bekenntnis zur freiheitlich-demokratischen Gesellschaftsordnung betont.

Vorbelastet durch die Erzählungen meiner Eltern, die beide im Wandervogel waren, und die Eindrücke, die ich als Begleiter meines Vaters, ich noch Kind von zehn bis dreizehn Jahren, auf dem Ludwigstein gewonnen habe.

Es war unter anderen das Ostertreffen 1940 und 41, die Feier zur Enthüllung der Gedenktafel am Burgturm, 1941 eine Woche Ferien auf der Burg. Unsere Familie konnte in einem großen Schlafsaal, der noch als Jugendherberge ausgewiesen war, übernachten. Die Burg war in dieser Zeit noch besuchbar, sonst Kinderlandverschickungslager. Mittagessen haben wir am Burgberg auf offenem Feuer gekocht. Wir waren auch in mehreren Jahren mit verwundeten Soldaten aus dem Duderstädter Lazarett auf der Burg. Es gesellten sich wie zufällig immer einige ehemalige Ludwigsteiner dazu.

Anwesend war ich bei den Gesprächen, die mein Vater auf der Burg oder auch bei uns zu Hause mit Leuten des Freundeskreises der Burg führte.

Natürlich waren mein älterer Bruder und ich Mitglieder der Hitlerjugend bzw. des Jungvolks. Durch diese Vorgeschichte hatten wir wohl ein ganz romantisches und verklärtes Bild vom Wandervogel und der Jugendbewegung.

Nach dem Zweiten Weltkrieg, mein Bruder war noch Soldat gewesen, erwarteten wir etwas Neues nach Muster des Wandervogels.

In der Lokalzeitung fanden wir einen kurzen Hinweis, dass auf dem Hohen Meißner ein großes Jugendtreffen in der Tradition des Meißnertages von 1913 stattfinden würde. Ohne weitere Information, außer dem Datum hatten wir keine Informationen, führen wir erst einmal zum Ludwigstein. Wir wussten, dass die Burg wieder im Besitz der Ludwigsteinvereinigung war.

Auf der Burg angekommen, versammelten sich gerade einige Alte der Ludwigsteinvereinigung; an Hannes Aff¹, Enno Narten², Knud Ahlborn³, Waldemar Nöldechen⁴ und viele andere, die wir bei früheren Treffen auf der Burg kennengelernt hatten, kann ich mich erinnern. Sie waren alle schon beim Meißnertreffen 1913 dabei gewesen.

Die Gesellschaft war gerade dabei, mit einem Bus zum Meißnertreffen zu fahren. So hatten wir auch gleich eine Fahrgelegenheit und bekamen die Informationen, die uns noch fehlten.

Auf dem Hohen Meißner sammelten sich am Veranstaltungsort viele Gruppen und Einzelpersonen. Pfadfinder, Wandervogel, Sportvereine, die Roten Falken und viele Gruppierungen, die wir noch nicht kannten und an deren Namen ich mich nicht mehr erinnern kann. Im unteren Teil des Geländes war ein großer Holzstoß aufgebaut, der zum Beginn der Feier angezündet wurde.

An die Namen der einzelnen Redner und deren Inhalt habe ich keine Erinnerung. Sie haben mich als damals 15-Jährigen



auch wenig interessiert. In Erinnerung ist mir geblieben: als Knut Ahlborn sprach, wurde seine Rede durch Sprechchöre, die sich unten am Feuer versammelt hatten, erheblich gestört. (Ich glaube es waren die Roten Falken.) Sie riefen: „Aufhören! Dr. Schafft soll sprechen! Dr. Schafft soll sprechen!“ Knut Ahlborn brach seine Rede ab und Dr. Schafft⁵ kam zu Wort. Es war eine neue Erfahrung für uns, dass man eine Ansprache, die man nicht mochte, einfach so unterbrechen kann.

Nach Ende der Veranstaltung zogen die Gruppen in die umliegenden Dörfer in ihre Quartiere. Wir schlossen uns einfach einer Gruppe an und fanden einen Schlafplatz auf Stroh im ausgeräumten Tanzsaal des Dorfes.

Am Sonntagmorgen versammelte sich viel Jugend und auch viele Erwachsene an der Segelfliegerschule Hoher Meißner. Sie stand etwa da, wo sich heute der Sender befindet.

Bei bestem Wetter konnten alle Veranstaltungen im Freien stattfinden. Es war ein Programm mit vielen Rednern geplant, das auch durchgezogen wurde. Ich hatte wenig Interesse daran und nahm das Treiben im Ganzen auf. Es hatten sich viele kleine Gruppen gebildet, die sich um die vielen alternativen Redner versammelten. Alle versuchten die Umstehenden von ihrer Meinung oder ihrem Programm



zu überzeugen. Ein buntes Bild der neuen Möglichkeiten oder alter Kram, der nur wieder aufgewärmt wurde. Wir haben keinen Kontakt zu einer Gruppe aufgenommen, hatten aber die Gelegenheit, für uns interessante Personen zu sprechen.

Mittags wurden Unmengen dünner Fertigsuppe herangebracht. Sie wurde kostenlos und ohne Marken ausgegeben. Sonst war jeder Teilnehmer verpflegungsmäßig Selbstversorger.

Wir erwarteten, dass jetzt der große Aufbruch der Neuen Jugendbewegung erfolgen würde. Es schien aber nur ein dürftiger Anfang zu sein. Der Aufbruch der Jugend

(links) Das Meißner-Treffen 1988 fand nahe des nord-osthessischen Frankershausen am Fuße des Hohen Meißner statt. Der Berg selbst war inzwischen zum Naturpark erklärt worden. Auch der thematische Schwerpunkt des Lagers war auf die Problemfragen von Ökologie und Umweltschutz gerichtet.

(unten) Für das Meißner-Treffen 2013 wurde derselbe Lagerplatz gewählt wie 1988. Die Themenstellungen der verschiedenen Lagerzentren waren vielfältig. Das Foto zeigt eine Szene vor dem „Zentrum Tabubruch“. Dessen Gesprächsrunden befassten sich u. a. mit dem Thema Macht und Sexualität (auch in pfadfinderisch-bündischen Gruppierungen).



lag in der Luft. Er musste erst wachsen und bilden. Große Ziele wurden angedacht und große Treffen für die Zukunft geplant. Die Zeit brachte es mit sich, dass viele der guten Vorsätze im Sande verlaufen sind. Gruppen und Grüppchen, darunter auch Exoten, begannen jeder für sich zu arbeiten. Jeder sah sich als der alleinseligmachende Vordenker.

Am Sonntagnachmittag, die Veranstaltung war noch nicht beendet, wanderten wir zusammen mit Enno Narten und einigen jungen Wandervögeln einer neu gegründeten Gruppe aus Hannover vom Hohen Meißner zum Ludwigstein, wo wir übernachteten.

Anmerkungen

- 1 Johannes Aff (1879–1969): Wandervogel, Finanzbeamter, religiöser Sozialist, SPD-Mitglied, Teilnehmer des Ersten freideutschen Jugendtages 1913 (Hoher Meißner), 1920 Mitbegründer der „Vereinigung zum Erwerb und Erhalt der Burg Ludwigstein“.
- 2 Enno Narten (1889–1973): Wandervogel, Ingenieur, Jugendpflegedezernent, SPD-Mitglied, Teilnehmer des Ersten freideutschen Jugendtages 1913 (Hoher Meißner), 1920 Gründer der „Vereinigung zum Erwerb und Erhalt der Burg Ludwigstein“, Mitausrichter (vorbereitender Ausschuss) der „Tagung auf dem Hohen Meißner 1923“.
- 3 Knud Ahlborn (1888–1977): Arzt, Wandervogel, Gründer und Leiter der Volkshochschule Klappholtal auf Sylt, maßgeblich an der Ausrufung, Gestaltung und Durchführung des Ersten freideutschen Jugendtages 1913 (Hoher Meißner) beteiligt und an der Ausformulierung der „Meißnerformel“, erster Vorsitzender des Ausschusses der Freideutschen Jugend, Mitausrichter (vorbereitender Ausschuss) der „Tagung auf dem Hohen Meißner 1923“.
- 4 Waldemar Nöldechen: Ingenieur, Führer im Kronacher Bund, Sternbergkreis, Buchautor, u. a. Die deutsche Jugendbewegung – Versuch einer Wesensdeutung, Bielefeld 1953.
- 5 Hermann Schafft (1883–1959): Theologe und Theologie-Professor, in den 1920er/30er Jahren Mitglied des christlichen Neuwerk und Herausgeber der Zeitschrift Neuwerk, nach 1945 Regierungsdirektor, Förderer des bündischen Neuaufbaus.

Eine nachgetragene Autobiographie

von Fritz Schmidt (fouché)



*Werner Helwig. Eine nachgetragene Autobiographie,
herausgegeben von Ursula Praise,
edition lumière, Bremen.*

*Nicht gedacht als „kritisch wissenschaftliche Biographie“,
so dass folgerichtig jegliches Register fehlt.
Enthalten ist jedoch eine Bibliographie
der Erstausgaben Werner Helwigs.*

Vom Äußeren her besticht die Umschlagseite mit einerseits einfacher, andererseits aparter Typografie. Das innere Äußere jedoch, obwohl ebenfalls von moderner Gestaltung, leidet darunter, dass die vielen, durchaus angebrachten Erklärungen als Marginalien in kleiner Schrift gerade für ältere Leser wie Augenpulver wirken. Zu bemängeln ist weiterhin, dass manche Fotos, auf Breite der Marginalienleiste angeordnet, für dieses Format einfach zu klein sind. Diese Breite genügte für Porträtfotos im Hochformat (hier wurde allerdings gelegentlich die zumindest früher geltende Buchdruckerregel missachtet, dass das Hauptmotiv nicht „aus der Seite hinaus schauen“ darf), nicht aber für Landschafts- oder Architekturfotos.

Doch mögen solche Äußerlichkeiten den unbefangenen Leser nicht stören, der sich auf den Inhalt konzentriert. Eine „nachgetragene“ Autobiographie bedeutet, dass Texte von Werner Helwig, gedruckte und ungedruckte, von der Herausgeberin ausgewählt wurden, was, wie mir scheint, gut gelungen ist und eine Heidenarbeit darstellt. Eine Heidenarbeit auch insofern, weil das Buch der Erläuterung und Kommentierung bedurfte. Unterstützt wurde die Herausgeberin von Peter Weismann in Lektorat und typografischer Gestaltung.

Den jugendbewegten Leser interessiert natürlich „Burg Waldeck im Hunsrück“ mit Helwig als dem „Burgpoeten“. Einigermaßen bekannt sind Helwigs kritische Einstellung gegenüber „linken“ Einflüssen und Auftritten bei den Festivals „Chanson Folklore International“, sein Antikommunismus sowie sein Zerwürfnis mit Alfons Hochhauser, dem Protagonisten des Romans „Raubfischer in Hellas“. Spannend und verwickelt die Bemühungen Helwigs um Aufenthaltserlaubnis für sich und seine Familie in der Schweiz im Krieg und noch danach.

Derselbe Leser hätte sich allerdings gewünscht, dass weitere zugehörige Personen, wie etwa Karl Christian Müller, teut, etwas mehr berücksichtigt worden wären. Das Buch ist jedoch zu empfehlen, weil es Einblicke gibt in das komplizierte Leben des Dichters und Schriftstellers Helwig, in seine „Ungereimtheiten und Verstrickungen“ (*U. Prause*, S. 349).

Die Herausgeberin, die durch den Tod ihrer Schwester Gerda, der zweiten Frau

Helwigs, in den Besitz des Nachlasses gekommen ist, scheute sich denn auch nicht, die Verstrickungen ihres Protagonisten im beginnenden „3. Reich“ wahrheitsgemäß aufzuklären – wozu er selbst, aber auch seine Freunde Eberhard Koebel und Karl Christian Müller, jeder für sich, nicht bereit waren. Apropos Eberhard Koebel, tusk: Was Frau Prause in Fußnote S. 558 über tusk aus dem Nachlass mitteilt, konnte ich mangels Einsichtnahme nicht in meine Publikation „Eine Reise über den Horizont. tusk, Stasi und andere“ (*Heft 8 der Schriftenreihe in Verbindung mit dem Mindener Kreis*, 2013), die sich mit dem Thema beschäftigt, einbringen.

Nachzulesen in den authentischen Texten des wahren „Wortmetzen“ (analog Arno Schmidt) Helwig ist auch, dass für ihn Wahrheit über die Freiheiten des Dichters hinaus nicht denselben Stellenwert besaß wie etwa für uns Normalbürger. Der Leser vergleiche z. B. „Spuk im Fürstentum Liechtenstein“ (S. 287–296) mit „Der Sohn Wolfgang“ (S. 297–300, insbes. S. 299). Was davon entspricht nun den Tatsachen?

Ein gewisses technisches Manko hängt wiederum mit dem kleinen Schriftgrad zusammen, der neben den Marginalien die zahlreichen Fußnoten betrifft, die noch dazu umständlich am Ende des Buches zu erblättern, aber notwendig zum Verständnis sind. Kleinere Ungenauigkeiten wie Druck- oder sachliche Fehler wirken nicht erheblich, gravierender schon, dass der Nachlass Helwigs für die Forschung nicht zugänglich ist.

Im Internet ist alles zu finden ...



... selbst das Abzeichen eines Militärpfarrers der Reichswehr oder der Wehrmacht in Form unserer Freischarlilie – oder die Freischarlilie als Abzeichen eines Militärpfarrers jener Zeit?

Achtung luna!

Da gehen jetzt große Bestellungen beim Bundesamt ein!
Mal gleich den Abgabepreis für Anstecklilien und Armscheiben raufsetzen!

Textbeiträge ■ „In Stahlgewittern“ – der Erste Weltkrieg und die Erinnerungspolitik; Arno Klönne, Paderborn / Das „Unternehmen Barbarossa“ und der Meißner '13; dadarish (Dieter Geißler), Meine / Die FDJ und ich. – Eine Erinnerung; Klaus Rauschert, Springe / Im Angesicht des Großen Wagen; hagzissa (Elisabeth Gräfe), Meine / Der Turm – Lieder der Jungen, Nep (Detlev Altemeier), Friedberg / Via Mala – auf einer der ältesten Straßen über die Alpen; Kohli (Michael Kohlhase), Neustadt a. d. Weinstraße / Wie ich zum Meißnertreffen 1946 gekommen bin; Alfons Schmalstieg, Duderstadt.

Rezensionen ■ Werner Helwig. Eine nachgetragene Autobiographie; fouché (Fritz Schmidt), Augsburg

Fotos ■ S. 12, 12/13 u. 16; NN, Archiv der deutschen Jugendbewegung, Burg Ludwigsstein, Witzenhausen a. d. Werra / S. 21 li.; NN, Pressefoto / S. 21 re.; dadarish (Dieter Geißler), Meine / S. 22/23 u. 24/25; Hartmut (Zetsche), Düsseldorf / S. 36, 42/43, 44, 44/45, 45, 47 (o), 50/51, 53, 54, 54/55, 55, 58 u. 59; Stör (Jonathan Laber), Neustadt a. d. Weinstraße / S. 47 (u.), 48, 48/49 u. 49; Auster (Max Haas), Neustadt a. d. Weinstraße / S. 60, 62 u. 62/63; dadarish (Dieter Geißler), Meine.

Grafik ■ S. 28; NN / 31; aus: La deuxième année de géographie, Pierre Foncin

Titel ■ Bundeslager-Abzeichen 2014 der Deutschen Freischar; Winni (Katherina Lindenblatt), Münster.

ZEITUNG – eine Zeitschrift der
DEUTSCHEN FREISCHAR
Bund der Wandervögel und Pfadfinder
www.freischar.de

Herausgeber
DEUTSCHE FREISCHAR e.V.
Bundesführung
Karin Peter (*Hexe*)
Neschener Str. 71
51519 Odenthal

Redaktion
Dieter Geißler (dadarish)
Abbesbütteler Straße 13
38527 Meine
dd.geissler@t-online.de

regelmäßige Mitarbeiterin:
Elisabeth Gräfe (*hagzissa*)

Layout
Tillmann Giese, Paderborn

Gesamtherstellung
Lebenshilfe Druckerei, Braunschweig

Versand
moormannschaft
c/o Elisabeth Gräfe (*hagzissa*)
Abbesbütteler Straße 13
38527 Meine
egraefe@t-online.de

Druck und Versandkosten der ZEITUNG müssen durch Mitgliedsbeiträge und Spenden aufgebracht werden.

Spenden werden erbeten an:

DEUTSCHE FREISCHAR – Bundesamt
Katharina Esser (*luna*)
Otto-Speckter-Str. 45, 22307 Hamburg

Darmstädter Volksbank eG.
Kontonummer 10210607, BLZ 50890000
Postbank Stuttgart
Kontonummer 20238-708, BLZ 60010070

Inhalt

ZEITUNG 1/2014

Spruch	2
Vorwort	3
Themen	
„In Stahlgewittern“ – der Erste Weltkrieg und die Erinnerungspolitik (<i>Arno Klönne</i>)	4
Das „Unternehmen Barbarossa“ und der Meißner '13 (<i>dadarish</i>)	10
Die FDJ und ich. – Eine Erinnerung (<i>Klaus Rauschert</i>)	22
Im Angesicht des Großen Wagen (<i>hagzissa</i>)	28
Der Turm – Lieder der Jungen (<i>Nep</i>)	32
Via Mala – auf einer der ältesten Straßen über die Alpen (<i>Kohli</i>)	38
Wie ich zum Meißnertreffen 1946 gekommen bin (<i>Alfons Schmalstieg</i>)	60
Rezension	
Werner Helwig. Eine nachgetragene Autobiographie (<i>fouché</i>)	64
Fundstück	66
Quellenangaben/Impressum	67
Nachrichten (<i>in der Mitte des Heftes</i>)	